Illustrirte Zeitung.



№. 5.] Leipzig, Sonnabend den 29. Juli. [1843.

Jeden Sonnabend 1 Nummer von 48 Foliospalten. — Vierteljährlicher Pränumerationspreis 1⅓ Thlr. oder wöchentlich 4 Ngr. — Einzelne Nummern 5 Ngr.

Inhalt.

Fürst Metternich.



Der Mittel und Wege zur Größe sind so verschiedene, als das verschieden ist, was man gemeiniglich unter Größe versteht. Viele müssen das hohe Ziel unter Anstrengungen und Beschwerden erringen, während es Andere leicht und spielend erreichen; die Einen betrachten jedes Mittel als gut, die Andern wählen nur das gute Mittel zum Zwecke. Glück und Verdienst geleiten abwechselnd auf den Gipfel menschlicher Würden und Wirksamkeit, je nachdem es der Strebende versteht, sein Verdienst mit dem Glück, sein Glück durch sein Verdienst auszusöhnen und seiner Größe dadurch die Weihe der allgemeinen Anerkennung zu verschaffen. Das Erbe eines berühmten Namens, mit der Erinnerung an Leben und Thaten ausgezeichneter Vorfahren, treffliche Aeltern, welche durch Lehre und Beispiel von Jugend auf alle Fähigkeiten und Kräfte auf ein glänzendes und erhabenes Ziel richten; sorgfältige Erziehung, das richtige Maß des Unterrichts bei reichen Naturanlagen sind Gaben des Glucks und mächtige Hebel zur Größe. Sie alle, in reichster Fulle, brachte Metternich mit in den Staatsdienst, wo die Weisheit und das Verdienst seines hochgestellten Vaters die künftige Carrière des Sohns umsichtig und sicher angebahnt hatte. Als nun das Vertrauen eines mächtigen Monarchen ihn selbstthätig in die Weltbegebenheiten einer wechsel- und verhängnißvollen Zeit einzugreifen berief, konnte der junge 28jährige Diplomat sogleich fest und imposant auftreten auf einem so gewaltigen Postamente, wie seine Geburtsgaben, seine, bei solchen Geburtsgaben seltene, geistige Errungenschaft, und außerdem die Macht des vollendeten Systems der altgeprüften Habsburgischen Politik es ihm beim Antritt seines schwierigen Amtes unterlegten.

Im Leben hervorragender öffentlicher Charaktere läßt sich häufig eine vorwaltende und leitende Bestimmung, wie eine solche im Privatleben, nur weniger auffallend, sichtbar wird, nicht verkennen. Scheinbare Zufälligkeiten erhalten, in Zusammenhang mit dem Verlauf des ganzen Lebens gebracht, einen tiefen Sinn der Vorausbestimmung, Vorsehung, oder wie wir es nennen wollen. So auch bei Metternich. Die Legende, welche uns von der Entstehung seines Namens berichtet, hat schon einen für die wesentlich staatsmännische Tendenz der späteren Generationen dieser Familie bedeutungsvollen Inhalt. — Metter, Hauptmann der Leibwache Kaiser Heinrich des Heiligen, soll ihr Stammvater sein. Aus einem vornehmen Jülichschen Geschlechte, ausgezeichnet an Tapferkeit und Edelmuth, war er des Herrschers Liebling, heiß beneidet von den Würdenträgern und Höflingen, die sich zu seinem Sturze verschworen. Ein künstliches Gewebe von Lüge und Verleumdung klagte ihn beim Kaiser des Hochverrathes an. Der aber wies alle Verdächtigungen mit dem einfachen Gegengrund zurück: „Metter nicht!“ Als ehrwürdiges Wahrzeichen dieses Kaiservertrauens und der Abkunft von dem Edlen, der es genossen, legten sich seine Nachkommen den Namen Metternicht bei, von welchem im Laufe der Zeiten das t wegfiel, bei welchem aber das Vertrauen der Kaiser blieb bis auf diese Stunde. Die Freiherren von Metternich, welche später in zwölf Linien oder Häusern am Rhein hausten, standen den höchsten Würden und Aemtern des Reiches vor: Zwei erhielten sogar den Churhut von Mainz, Einer den von Trier. Lothar von Metternich, Churfürst von Trier, erwarb, nach Aussterben der älteren Linien, der jüngeren, von welcher der jetztlebende Fürst stammt, die Reichsgrafschaft Winneburg und Beilstein am Rhein, und mit ihr seiner Familie die reichsgräfliche Würde. Er war Einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, unter andern auch Stifter der für den Gang und Ausgang des 30jährigen Krieges so bedeutungsvollen katholischen „Ligue.“ — Franz Georg Reichsgraf, dann Reichsfürst von Metternich erwarb diese Würde 1803. Für die ausgezeichneten Dienste, welche er als Gesandter an mehren Höfen, als Wahlbotschafter Churböhmens, bei der Wahl und Krönung Kaiser Leopold II., als dirigirender Minister in den Niederlanden und auf dem Reichsfriedencongresse zu Rastadt als Principalcommissarius geleistet, und nachdem er 1801 seine Besitzungen am Rhein an Frankreich hatte abtreten müssen, wurde er durch die Reichsabtei Ochsenhausen, welche in ein reichsunmittelbares „Fürstenthum Winneburg“ verwandelt ward, entschädigt. Fürst Franz Georg war seit 1774 in kaiserlichen Diensten und seit 1771 vermählt mit Gräfin Beatrix Aloisia von Kagenegg, aus einem Breisgauischen uralten Dynastengeschlechte, welche ihm am 15. Mai 1773 zu Coblenz den ersten — und später einzig lebenden — Sohn geboren hatte, welcher zu Ehren seines ersten Taufpathen, des Prinzen Clemens Wenzeslaus von Polen u. Litthauen, Herzogs zu Sachsen, und seines großen Vorfahren, des Churfürsten von Trier, in der Taufe die Namen Clemens, Wenzeslaus, Nepomuk, Lothar erhielt. Dieser, der jetztlebende Fürst und Staatskanzler, zeigte als Knabe schon frühzeitige Entwickelung ungewöhnlicher Naturanlagen, welche die Aeltern den vorzüglichsten Meistern zur Pflege übergaben und selbst durch die sorgfältigste Erziehung zu bilden und zu veredeln strebten. In seinem 15. Jahre bezog Graf Clemens schon die Universität Straßburg — 1788 —, sich der Philosophie zu widmen. Im Jahre 1790 begleitete er seinen Vater zur Kaiserwahl und fungirte als Ceremonienmeister des westphälischen Grafencollegiums. Die nächsten 4 Jahre brachte er abwechselnd auf Bildungsreisen und auf der hohen Schule zu Mainz zu, folgte 1794 seinem aus den Niederlanden durch die Zeitereignisse verdrängten Vater nach Wien und vermählte sich hier mit der einzigen Tochter des Fürsten Ernst von Kaunitz-Rittberg, Marie Eleonora, welche, bedeutungsvoll für die Zukunft Metternich's, die Enkelin des berühmten östreichischen Haus-, Hof- und Staatskanzlers Fürsten Kaunitz, ihm als Mitgift auch die bald darauf in Oestreichs Geschichte durch jene weltbekannte Schlacht verhängnißvoll gewordene Herrschaft Austerlitz zubrachte. Seine Ernennung zum Gesandten im Haag hatte, wegen der Eroberung Hollands durch die Franzosen keine Folge. Wäre Fürst Franz Georg in den Niederlanden geblieben, oder hätte Graf Metternich diesen Gesandtschaftsposten angetreten, so würde wahrscheinlich seine Laufbahn, zwar immer die höchsten Sphären des öffentlichen Lebens streifend, eine andere und dann wahrscheinlich auch der Lauf der politischen Ereignisse ein von dem später eingeleiteten, verschiedener geworden sein. So begann aber der eigentliche Anfang von Graf Metter-

nich's diplomatischer Wirksamkeit mit dem Antritt des Gesandtschaftspostens zu Dresden — 1801 —, mit welchem, bei der damaligen Lage der Dinge, der Grund zur Sendung des 28jährigen Grafen nach Berlin und mit dieser der Grund zu der einflußreichen und merkwürdigen Stellung gelegt war, welche er seit dem Jahre 1803 — 4 den Zeitereignissen und dem mächtig auf sie einwirkenden kühnen Geiste Napoleon's gegenüber einnahm.

Die ungemein schwierige und fast hoffnungslose Aufgabe des Grafen in Berlin war die Aufrechthaltung des Lüneviller Friedens, die Friedensvermittlung zwischen Rußland und Frankreich, und, wenn dies scheitern sollte, die Gewinnung Preußens für die bewaffnete Coalition. Er löste sie glänzend. Doch gleich bei seinem ersten Geschäfte sollte er die Früchte seiner diplomatischen Bemühungen durch den Unverstand der Feldherrn vereitelt sehen. Das Jahr 1806 forderte einen dem Dictator Europas gewachsenen Bevollmächtigten zu Paris. Oestreich sandte den Grafen Metternich, welcher am 10. October 1807 den Vertrag von Fontainebleau abschloß. Es ist hier hervorzuheben, daß die ganze entschiedene aber maßhaltende und geräuschlose Art, welche das politische Verfahren Oestreichs seit 40 Jahren ausgezeichnet hat, schon damals von dem Grafen angenommen und bis auf diese Stunde ohne die geringste Abweichung davon beibehalten wurde. Es spricht dies deutlich dafür, daß von vorn herein seine Staatshandlungen mit seinem Charakter in Harmonie standen und das ganze System seiner auswärtigen Politik, wie er es in den schwierigsten und verschiedensten Lagen vor den Augen der Welt aufgerollt, aus der lautern Quelle seiner innersten Ueberzeugung floß. Es charakterisirt den Grafen Metternich eben so treffend als seinen großen Gegner Napoleon, daß dieser, obgleich der östreichische Botschafter schriftlich und mündlich mit der kühnsten Entschlossenheit gegen ihn auftrat, doch vorzugsweise gern mit diesem vollwiegenden und entschlossenen Geiste zu thun haben wollte und selbst nach jener merkwürdigen Unterredung, wobei der Kriegsfürst in höchster Aufregung dem Botschafter Oestreichs Rüstungen — 1808 — vorwarf und dieser mit nicht minder starken Vorwürfen antwortete, dem Grafen Metternich fortwährend den Vorzug gab, wenn es nicht Entscheidungen durch das Schwert galt. Während des Feldzuges 1809 blieb Metternich als Gefangener in Paris, um nach der unglücklichen Schlacht von Wagram auf der Vorpostenlinie vor Komorn in Ungarn gegen die gefangenen Mitglieder der französischen Botschaft ausgewechselt zu werden. Napoleon bedurfte seiner, denn er dachte schon längst an Unterhandlungen. Dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Grafen Stadion war er abhold und hatte auf seine Entfernung gedrungen. Graf Stadion selbst war der Last der Geschäfte müde, der Kaiser aber schätzte den liebenswürdigen Mann, dessen geistiger Kraft jedoch die schwere Zeit überlegen war.

In diesem entscheidenden Augenblick war Graf Metternich allen Betheiligten eine Nothwendigkeit. Fürst Schwarzenberg mußte ihn zu Paris ersetzen und ihm selbst wurde, mit dem einstweiligen Titel eines k. k. Staatsministers, die provisorische Leitung des Auswärtigen übertragen. Graf Stadion, der sein Portefeuille nicht wieder sehen sollte, verfügte sich zu dem Erzherzog Karl, der, ebenfalls den Ereignissen weichend, den Oberbefehl an Fürst Lichtenstein abgegeben hatte. Graf Metternich ging in das Hauptquartier seines Kaisers und sogleich eröffnete Napoleon die Friedensanträge. Nach weniger als vier Wochen — 17. August — kam eine Uebereinkunft zu Stande, welche am 14. October 1809 endlich die beiderseitige Sanction erhielt, nachdem am 8. d. M. Graf Metternich definitiv zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden war. Es konnte nicht anders kommen. Graf Metternich hatte vor allen Andern, welche zu diesem damals verhängnißvollen Posten außer ihm sich geeignet hätten, die unschätzbaren Vorzüge eines durch vielseitige akademische Studien gebildeten, von Jugend auf in der ernsten Betrachtung der Weltereignisse geübten Geistes voraus und jenen psychologischen Scharfblick, der immer sicher die Natur der Dinge und die in ihr vorwaltenden Persönlichkeiten erkennt und eine Gabe der Vorsehung ist, für welche in Stellungen, wie diese, sonst kein Ersatz sich findet. Von des Grafen Metternich Eintritt als Chef der auswärtigen Geschäfte an beginnt auch wieder Oestreichs Geschichte aufwärts zu steigen.

Als Kaiser Franz I. das Opfer gebracht hatte, seine Tochter dem Ehrgeize des Franzosenkaisers hinzugeben, ging Graf Metternich als außerordentlicher Botschafter nach Paris, nachdem er die Leitung des Auswärtigen den Händen seines Vaters, Fürst Franz Georg's, vertraut hatte, der während seiner Abwesenheit das Portefeuille interimistisch verwaltete. Gewiß, ein interessanter Umstand, daß in einer so wichtigen Angelegenheit der Vater den Sohn, der Meister den Schüler, der ihn überholt hat, ersetzt. Als 1812 der nicht zu verhindernde Krieg zwischen Frankreich und Rußland ausbrach, überkam Metternich noch einmal die Aufgabe, für Oestreich Zeit und eine weder zu passive noch jetzt schon entschiedene Stellung zu gewinnen. Die Politik, welche das Hülfscorps von 30,000 Mann stellte, diesem die klugen Manövre vorzeichnete, unterdeß sich für das als unvermeidlich Erkannte rüstete und im entscheidenden Augenblick den Ausschlag gab, ist bekannt genug, um hier nicht erörtert werden zu müssen. Mit dem Jahre 1812 schließt sich die erste Periode von Metternich's öffentlicher Wirksamkeit ab. Diese war bisher dahin gerichtet, Oestreich um den angemessenen Preis Frieden, Unabhängigkeit und sein Besitzthum zu erhalten und Zeit zu gewinnen, um es den Anmaßungen Frankreichs gegenüber wieder zu seinem alten Ansehen erheben zu können.

Diese Zeit schien 1813 gekommen. Was dieses und das folgende Jahr für Oestreich, für Deutschland und überhaupt für Europa gebracht hat, wäre hier unnöthig zu wiederholen. Die ungemeine Thätigkeit und Staatsklugheit, welche Graf Metternich in dieser Periode entwickelte, ist das höchste Erstaunen erregend. Man kann überdies eben nicht sagen, daß er bei seiner unermeßlichen Arbeit von den andern Staatsmännern besonders unterstützt worden wäre; denn allermeist sah er seine Pläne gekreuzt, gehemmt, oft mißverstanden. So auf den Cabinetsversammlungen zu Reichenbach, Teplitz, Frankfurt, Freiburg, Basel, Langres, Chaumont, wo Genz sein rüstiger Helfer war, der Graf aber doch des Nachts selbst die Feder führte, nachdem er die Stunden der langen Tage mit Conferenzen zugebracht. Noch einmal sollte er zu Fontainebleau mit Napoleon eine Uebereinkunft, freilich ganz anderer Art als jene im Jahre 1806, abschließen, worauf am 30. Mai 1814 der erste Pariser Frieden erfolgte. Schon am Abende des dritten Tages der Leipziger Schlacht von seinem Kaiser für sich und seine Nachkommen in den östreichischen Fürstenstand erhoben, sah er sich jetzt von Ehrenbezeigungen überströmt. Bei seiner Anwesenheit in England erhielt er mit Wellington und Blücher die Doctorwürde von der Universität Oxford; bei Eröffnung des Wiener Congresses von den versammelten Ministern einstimmig den Vorsitz. Auch hier hatte nicht Alles das von ihm beabsichtigte Resultat; der Zeitstrom war zu hoch über seine Ufer getreten, hatte sich manches zu tiefe Bett neu gegraben, als daß Menschenmacht Alles nach Wünschen in die richtigen Geleise hätte zurückführen können, namentlich bei den Störungen und Gefahren, welche unerwartet das Jahr 1815 brachte. Aber das wird kein Unbefangener ableugnen, daß des Fürsten Bemühungen wenigstens das Mögliche möglich machten und die Dinge so gestalten halfen, daß sie die Keime der Besserung in sich selbst bewahren konnten. Besonders sollte es niemals vergessen werden, daß damals Metternich der standhafteste Vertheidiger Sachsens und Polens und der Wortredner einer festern Vereinigung und bestimmteren Rechtsüberwachung der deutschen Völker war. Den Vertrag mit Bayern schloß er zu Mailand 1815; mit dem heiligen Stuhle das Concordat 1817; das folgende Jahr vertrat er Oestreichs Ansicht und Interessen auf dem Congresse zu Aachen.

Hier schließt sich eine zweite Periode in seinem öffentlichen Leben, um ihn eine dritte, lange und meist unerfreuliche auf seiner Laufbahn betreten zu lassen. Diese begann mit dem Auftauchen des revolutionären Geistes im J. 1819, dessen Congreß zu Karlsbad dem Fürsten Metternich, der zwar nie um Volksgunst gebuhlt hatte, dessen Humanität sie jedoch nicht gleichgültig sein konnte, einen großen Theil seiner Popularität kostete. Er aber that und mußte das Nothwendige thun und allein die Ueberzeugung, nur das Unvermeidliche und seine Pflicht erfüllt zu haben, konnte den Mann trösten, der niemals falschen Voraussetzungen, trocknen Theorieen oder den leidenschaftlichen Eingebungen des Augenblicks sich hingegeben, und dessen Umsicht und Voraussicht sich bisher in den verwickeltsten Lagen noch stets bewährt hatte. Nur durch die Verhältnisse der Jahre 1819 und 1820 und unter den Eindrücken dessen, was diese für die nächste Zukunft androhten, erhielt die auf den Congressen zu Troppau und Laibach bewirkte Vervollständigung der Bundesacte die oft beklagte Gestalt, welche ihr ursprünglich keineswegs zugedacht war. Im Jahre 1821 zum Haus-, Hof- und Staatskanzler ernannt, besuchte Fürst Metternich den Congreß zu Verona. Sein kräftiges Einschreiten in die Wirren Italiens haben ihm den einstimmigen Ruhm der raschen That erworben, den ihm selbst die Widersacher nicht absprechen. Ueberhaupt tritt in dieser Periode Metternich's Ansicht von der Nothwendigkeit des Princips der Intervention, um das noch wogende Gleichgewicht der europäischen Staatenwelt vor gewaltigen Stürmen und Ueberfluthungen zu sichern, entscheidend hervor. Mit dem Jahre 1830, welches seinen Voraussetzungen die Kraft des schlagenden Beweises verschaffte und seine, mitunter selbst in befreundeten Cabinetten beanstandete Politik wieder rechtfertigte, beginnt der bis auf die Gegenwart laufende Abschnitt seines öffentlichen Wirkens. In dieser Periode neigte sich des Staatskanzlers Geist dem Princip der „vollendeten Thatsachen" zu. Das neue Staatensystem ist in den Hauptpunkten befestigt, und es hat sich deutlich herausgestellt, was haltbar ist, was nicht. Möglichste Bewahrung des Friedens ist der leitende Grundsatz, der vor allem Andern Oestreichs innere Ruhe und Blüthe angeht. Diesem Zwecke nun soll geopfert werden, was aufgegeben werden kann, ohne die Hauptumrisse des Systems, die Consequenz des herrschenden Legitimitätsprincips, namentlich was Deutschland, Italien und den Osten betrifft, zu verletzen. Man müßte blind sein bei sehenden Augen, wenn man sich nicht eingestehen wollte, daß wir den seit 1830 genossenen Frieden und die dadurch bedingte Culturentwickelung zum großen Theile der Staatsklugheit des Fürsten zu verdanken haben. Es ist dies die Frucht des Systems der Mäßigung, welches wesentlich durch ihn in die europäische Welt eingeführt wurde, ein System, welches allerdings auch auf der andern Seite den Fortschritt gehemmt, aber doch diese Zucht der Verhältnisse aufgegeben hat, sobald sie in der Hauptsache zur Erhaltung der Ruhe, von welcher der Fortschritt auch abhängt, nicht mehr unbedingt nöthig war.

Blicken wir endlich noch auf die Ereignisse des Jahres 1840 und ihre Wirkungen, so trägt der Julivertrag und die Motive, welche seinen Abschluß bestimmen, so ganz den Stempel der Metternich'schen Politik, daß wir an dem Urheber nicht zweifeln können. Die Thatsache dieses Vertrages hat bereits für sich selbst gesprochen.

Clemens Wenzeslaus Nepomuk Lothar, Fürst von Metternich, Herzog von Portella, östreichischer Haus-, Hof- und Staatskanzler, und seit 1826 auch Conferenzminister bei den Staatsrathsversammlungen für innere Angelegenheiten, Ritter des goldenen Vließes und Inhaber fast aller hohen und höchsten Orden, das englische Knieband ausgenommen, dessen sonstige zahllose Titel und Würden wir hier füglich übergehen können, trat am 15. Mai d. J. in sein siebzigstes Lebensjahr und in das zweiundvierzigste seines staatsmännischen Wirkens. Sein Vater, Fürst Franz Georg, starb 1818 zu Wien in stiller Zurückgezogenheit, nachdem er den Sohn und Zögling den Gipfel der Ehren und des Ruhmes hatte einnehmen sehen. Zum Herzog von Portella war er 1816 von dem Könige beider Sicilien ernannt, und dieses Geschenk mit einer Dotation von 60,000 Neap. Ducati Grundgütern begleitet worden. Die 1806 mediatisirte Standesherrschaft Winneburg fiel an Württemberg und 1826 verkaufte sie der Fürst an den König von Württemberg, zu dessen unmittelbaren Domainen sie seitdem gehört. Dagegen erwarb Fürst Metternich durch seine erste Gemahlin die Kaunitz'schen Allodialgüter in Mähren, durch die Schenkungsurkunde vom 1. August 1816 vom Kaiser Franz I. Schloß und Gut Johannisberg im Rheingau; ferner besitzt der Fürst die Herrschaften Königswart, Plaß, Ammon, Markusgrün und Miltigau in Böhmen; Kozetein in Mähren; die Güter Gramme, Bronbach, Oberehe und Reinhardsstein am Rhein. — Seine erste Gemahlin, Marie Eleonore von Kaunitz-Rittberg, starb den 19. März 1819; worauf er acht Jahre Wittwer, sich 1827 mit der Freiin von Leykam vermählte, welche jedoch schon nach kaum zweijähriger Ehe starb. Zum dritten Male vermählte er sich 1831 mit der Gräfin Melanie Zichy-Ferraris, — geb. 1805. — Zwei Töchter aus der ersten, ein Sohn aus der zweiten und ein Sohn und eine Tochter aus der dritten Ehe machen die Familie des Fürsten aus. Der Aelteste der beiden Söhne hat das 15. Jahr erreicht und des Vaters Geist vermag noch auf ihn einzuwirken, obgleich man den Wunsch nicht unterdrücken kann, des Fürsten erste Ehe wäre schon mit Söhnen gesegnet gewesen, damit der für das östreichische Kaiserhaus so schätzbaren Familie eine ununterbrochene Reihe großer Staatsmänner mehr gesichert wäre. Metternich's Ministerium bezeichnet die höchste Machtvergrößerung Oestreichs und hat diese auf den dauerndsten Grundlagen dargestellt. Mögen die Tadler auch besorgte Blicke auf den Osten werfen und über des Fürsten Politik in Bezug auf den Orient die Köpfe schütteln: nur die Zukunft kann uns lehren, ob er hier gerade geirrt, ob er nicht auch hier die eigentliche und innerste Natur der Dinge und ihre dereinstige Entfaltung richtig erkannt und vorausgesehen und vorgesorgt hat, daß sein Nachfolger, wenn sich dort einst die Sonne der Umbildungen aufthut, die zweckdienlichen Schritte im wahren Interesse Oestreichs und des ihm nahverwandten Deutschlands nicht verfehlen kann.

Meuterei auf einem Kriegsschiff der Vereinigten Staaten.

Die Meuterei auf dem Somers, das Aufhängen eines Sohnes des Kriegsministers der Vereinigten Staaten ohne förmlichen Richterspruch und die Anklagen, gegen die sich der Capitain wegen dieser Execution zu vertheidigen hatte, sind durch die Zeitungen berichtet worden. Solch ein romantischer Vorfall auf einem Kriegsschiff der Vereinigten Staaten, wo außer der strengen Disciplin auch noch die prosaische Natur des Volkes dergleichen phantastische Pläne auszuschließen schien; die mächtige Verwandtschaft des jungen Mannes, der ohne Rechtsform vom Leben zum Tode gebracht wurde und die Curiosität, wie ein so durchaus demokratisches Volk eine Ausübung der Militairgewalt, die selbst in monarchischen Ländern als ein äußerster Schritt erscheinen müßte, aufnehmen werde: das waren Gründe genug, der Meuterei auf dem Somers eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ein Umstand ist aber trotz dieser allgemeinen Theilnahme noch immer nicht völlig aufgeklärt. Seiner Darlegung muß eine kurze Zusammenstellung der bekannt gewordenen Thatsachen vorhergehen.

Die neuerbaute Kriegsbrigg Somers war unter dem Befehl des Capitains Mackenzie nach Afrika gesandt worden. Da ihr Befehlshaber als ein äußerst milder und gewissenhafter Mann bekannt war, wurde ihm unter seiner Mannschaft eine ungewöhnlich große Anzahl von jungen Leuten zur Ausbildung mitgegeben. Auch befand sich auf seinem Schiffe ein Sohn des Kriegsministers Spencer, der wegen leichtsinniger Streiche vielfach in Ungelegenheiten gewesen, aber höchst lebendigen Geistes, unternehmend und kühn war.

Seit längerer Zeit fiel den Offizieren des Schiffes die mürrische Haltung der Mannschaft auf. Wurde einem Matrosen Etwas befohlen, so benahm er sich oft, als sei er im Zweifel, ob er es thun wolle, oder nicht. Auch machte die Widerspänstigkeit der jungen Leute ungewöhnlich viel Züchtigungen nöthig. Da erschien am 27. Nov. 1842, als das Schiff bereits auf der Rückfahrt nach den Vereinigten Staaten bei Westindien war, ein Matrose vor dem Capitain und theilte ihm mit, daß eine Verschwörung unter der Mannschaft bestehe, die dem Ausbruch nahe sei. Man wolle in der Nacht durch eine absichtliche Schlägerei auf dem Verdeck Lärm machen, wenn die Offiziere, um der Unordnung zu steuern, von unten herauf kämen, sie einzeln über Bord werfen, ein Gleiches mit den treuen Matrosen thun, dann an einer naheliegenden wüsten Insel bei einer Sklavenhändlerniederlage landen, um sich gehörig auszurüsten, hierauf nach demjenigen Strich im Atlantischen Meer segeln, den die Schiffe, welche zwischen den Vereinigten Staaten und Europa fahren, durchschneiden müssen, hier die Corsarenflagge aufstecken, alle Schiffe ohne Unterschied kapern, die Männer sogleich über Bord werfen, die Weiber zu sich nehmen und erst, wenn man ihrer überdrüssig geworden, ins Wasser stürzen, die Schiffe ausplündern, anbohren und versenken. Spencer stehe an der Spitze des Complotts, trage ein Verzeichniß der Verschwornen im Halstuch, habe ihn während einer Nachtwache anzuwerben versucht und bezeichne die Matrosen Cromwell und Small als Haupträdelsführer.

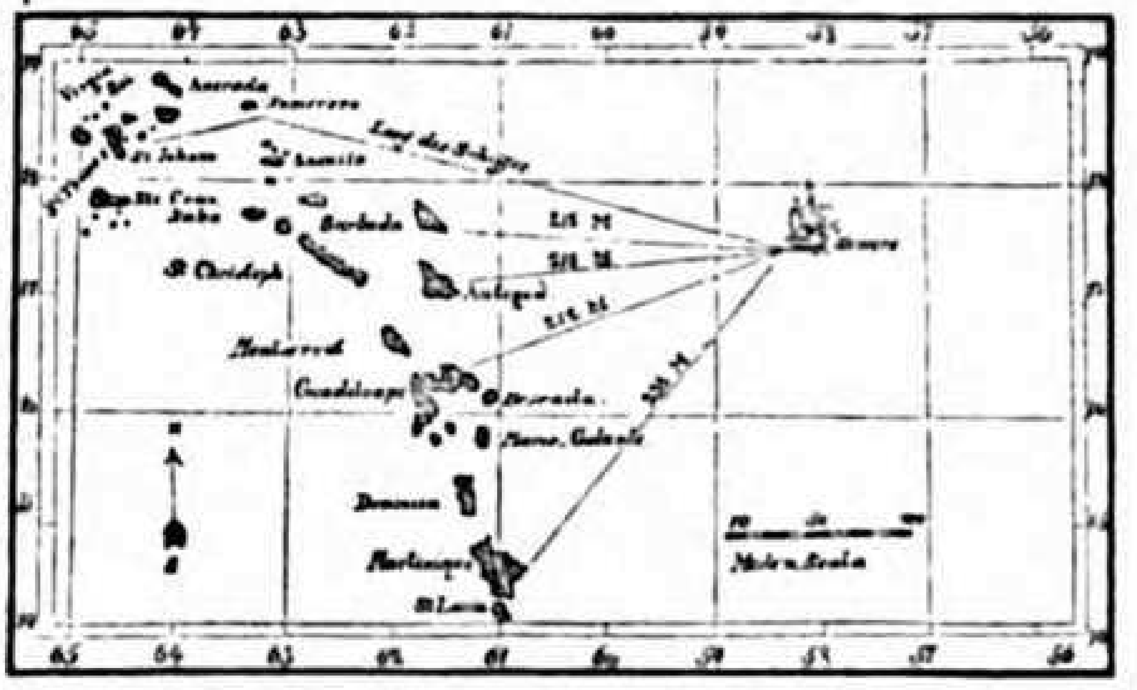
Nach dieser Mittheilung ließ der Capitain Spencer rufen und befahl ihm, das Halstuch abzunehmen. Dies geschah und es war kein Verzeichniß darin. Dann wurde aber auch sein Koffer durchsucht, und da fand sich nicht blos ein Verzeichniß der Verschwornen, sondern auch ein vollständiger Seeraubstatuten-Entwurf nebst dem eigenhändig unterschriebenen Eide der Haupttheilnehmer. Mehre Zeichnungen, in denen der Somers mit einer Corsarenflagge dargestellt war und ähnliche Nebenumstände verstärkten die ohnedies unzweifelhaften Beweise.

Da der größte Theil der Mannschaft der Verschwörung angehörte, so ward besondere Vorsicht nöthig. Spencer, Cromwell und Small wurden verhaftet, in Eisen geschlossen und auf dem Offizierverdeck unter Aufsicht gestellt. Die aus dem treugebliebenen Theile der Mannschaft genommenen Schildwachen hatten Befehl, jeden Versuch einer Verständigung mit ihnen zu verhindern.

Anfänglich schienen die Verschworenen durch die Entdeckung ihrer Plane und die Verhaftung der Rädelsführer in Bestürzung versetzt. Nach einigen Tagen gaben sich aber beunruhigende Anzeichen kund. Das mürrische Wesen nahm zu, artete bald in Murren und später in Widerspänstigkeit aus. Die Theilnehmer an der Verschwörung sonderten sich ab, pflogen geheime Verhandlungen, suchten durch Zeichen mit den Verhafteten in Verkehr zu treten. Daneben begannen die Offiziere und die treugebliebene Mannschaft ihrem beschwerlichen Dienste fast schon zu unterliegen. Man sah von einem Augenblicke zum andern der Gefahr entgegen, daß die Verschwörer sich offen empören, bewaffnen, des Schiffs bemächtigen könnten, um nach Befreiung der Verhafteten mit offener Gewalt auszuführen, was sie früher heimlich und durch Ueberraschung zu thun beschlossen hatten. Da berief der Capitain die drei auf dem Schiffe vorhandenen Offiziere zu einer Berathung. Es wurde in Form eines Kriegsgerichts, aber ohne die gesetzlich erforderliche Anzahl von fünf Offizieren als Beisitzern, beschlossen, daß die Sicherheit des Schiffs und der Mannschaft eine sofortige Hinrichtung der drei verhafteten Haupträdelsführer, welche durch die aufgefundenen Documente überwiesen seien, nöthig mache. Hierauf ließ der Capitain im Stillen alle treugebliebenen Leute mit Waffen versehen und plötzlich von ihnen die Hauptpunkte des Schiffes besetzen. Nun wurde den Verhafteten das ihnen bevorstehende Schicksal angekündigt und ihre Mitverschwornen an die Taue beordert, deren Anziehen die Verurtheilten an die Raaen aufknüpfen sollte. Widerstand war nicht möglich. Diese gestanden ihre Schuld zum Theil mit ausdrücklichen Worten, zum Theil stillschweigend ein, und Capitain Mackenzie sprach die von seinen Landsleuten ihm schwerlich verziehenen Worte zu Spencer: „Um Ihres Vaters willen kann es Ihnen lieb sein, daß Sie hier Ihr Verbrechen mit dem Tode büßen, denn in den Vereinigten Staaten wird Jedem, der einflußreiche Verwandte hat, durchgeholfen, und dann würden Sie Ihr ganzes Leben hindurch ein Vorwurf für Ihren Vater bleiben und seine politische Stellung völlig vernichten.“ Die Execution ging mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten vor sich. Als die Meuterer an der Raa hingen, wurde die gesenkte Flagge wieder aufgehißt und mit drei Hurrahs begrüßt. Die Mannschaft ging zum Essen und war seitdem gehorsam und ruhig.

Nach der Ankunft in den Vereinigten Staaten erstattete Mackenzie Bericht ans Ministerium. Es wurde eine Commission ernannt, den ganzen Vorfall zu untersuchen, und der Bericht dieser Commission erklärte sein Verhalten nicht blos für gerechtfertigt, sondern ertheilte auch seiner Festigkeit und Umsicht die größten Lobsprüche. Die Regierung schien dadurch befriedigt zu sein. Da machten die einflußreichen Verwandten der Gehängten den Versuch, die Sache vor die bürgerlichen Gerichte zu bringen. Die Geschwornen, welche als große Jury über die Zulässigkeit einer Anklage zu entscheiden haben, erklärten jedoch mit Zustimmung des Oberrichters, eine im Kriegsdienst der Bundesregierung geschehene Handlung unterliege ihrer Jurisdiction nicht, sondern gehöre vor ein Kriegsgericht. Die Regierung berief ein Kriegsgericht zusammen, und der Staatsanwalt mußte den Capitain Mackenzie förmlich anklagen. Allein das Kriegsgericht sprach ihn ebenfalls frei und erklärte sein Verhalten für verdienstlich. Außer der Privatrache eines Onkels von Spencer, der auch Seeoffizier ist und den Capitain Mackenzie niederzuschießen gedroht haben soll, hat dieser jetzt keine weitere Verantwortlichkeit für seine Maßregel zu fürchten.

Und doch bleibt bei alle dem eine Frage unbeantwortet. Warum segelte nicht Capitain Mackenzie nach Entdeckung der Meuterei am 27. Nov. zum nächsten Hafen? Daß er am 1. Dec. dies nicht mehr zu thun wagte, weil jeden Augenblick eine Ueberwältigung der treugebliebenen Mannschaft zu befürchten war, ist erklärlich. Allein warum geschah es nicht in der Zwischenzeit? Wie nahe ihm Häfen waren, zeigt die Illustration. Am Tage der



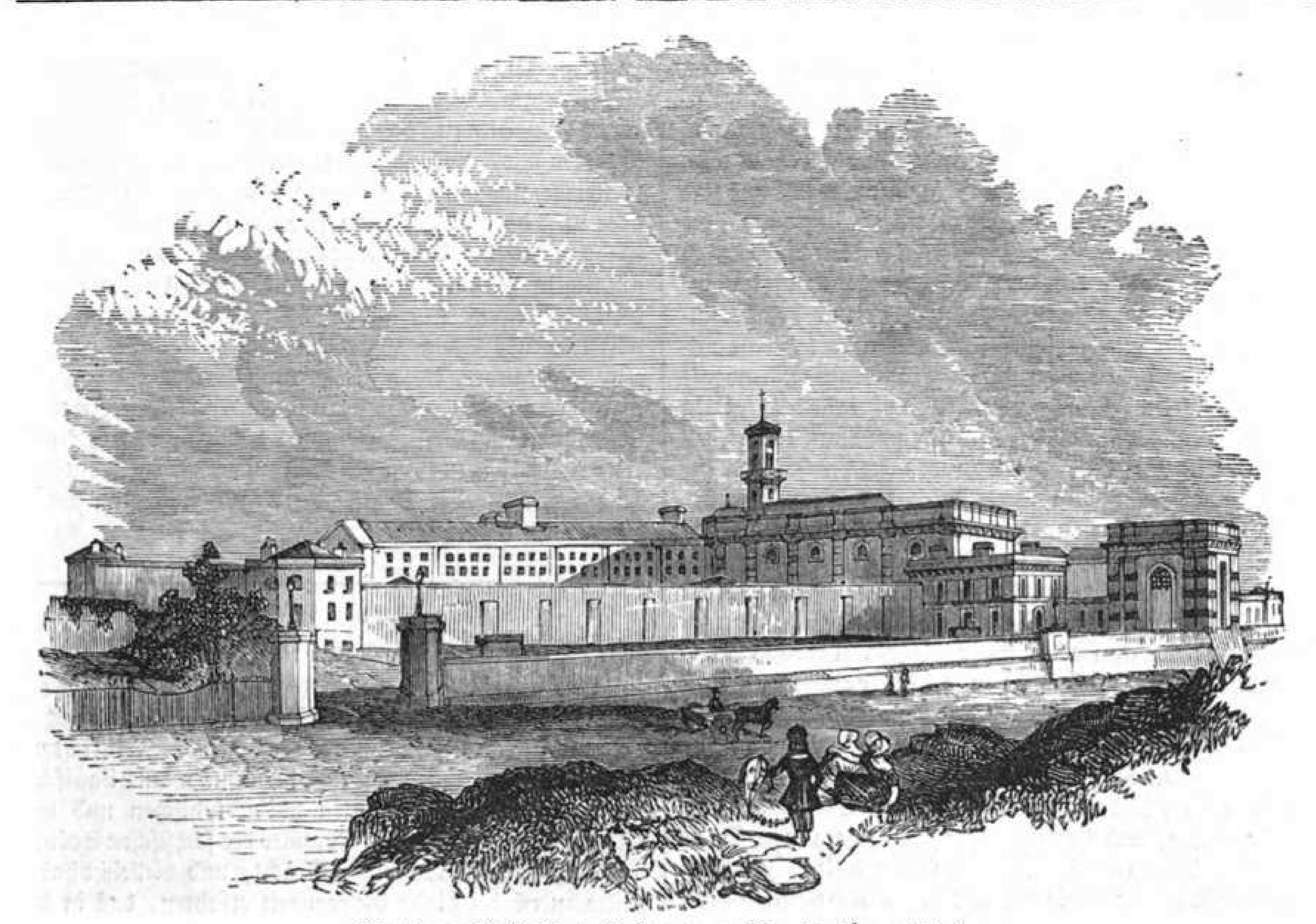
Stand des Somers bei Entdeckung der Meuterei.

Execution befand sich der Somers unterm $17\frac{1}{2}$ Grade nördlicher Breite und 58. Grade westlicher Länge. Seine Entfernung von der nächsten Insel Guadeloupe war 212, von der Insel Antigua 218 Seemeilen. Das Schiff hatte seit mehren Tagen täglich 200 Seemeilen zurückgelegt und segelte noch jetzt vor einem festen Südostwinde, den es außerdem nicht zu verlieren fürchten konnte, da derselbe um jene Jahreszeit dort regelmäßig weht. Im Augenblicke der Execution war der Somers Guadeloupe noch um 16 Seemeilen näher gekommen und nur 196 Seemeilen davon entfernt. Capitain Mackenzie sagte in seinem Bericht ans Ministerium, von St. Thomas sei er am 1. Dec. $525\frac{1}{2}$ Seemeilen entfernt gewesen. Hätten sich die Vereinigten Staaten mit Frankreich und England im Kriege befunden, so würde eine solche Aeußerung begreiflich sein. Da dies aber nicht der Fall, warum schweigt er da von den beiden nächsten Inseln: Guadeloupe und Antigua, wohin er mit günstigem Winde segeln konnte und wo ihm jeder erforderliche Beistand gewiß war? Die wahrscheinlichste und nächstliegende Erklärung bleibt immer noch die, daß er anfangs glaubte, durch Verhaftung der Rädelsführer die Verschwörung zu ersticken, und als er seinen Irrthum einsah, zugleich die Ueberzeugung gewann, daß er keinen Augenblick Zeit zu verlieren habe und durch einen entscheidenden Schritt das Schiff, die Mannschaft und sich zu retten verpflichtet sei.

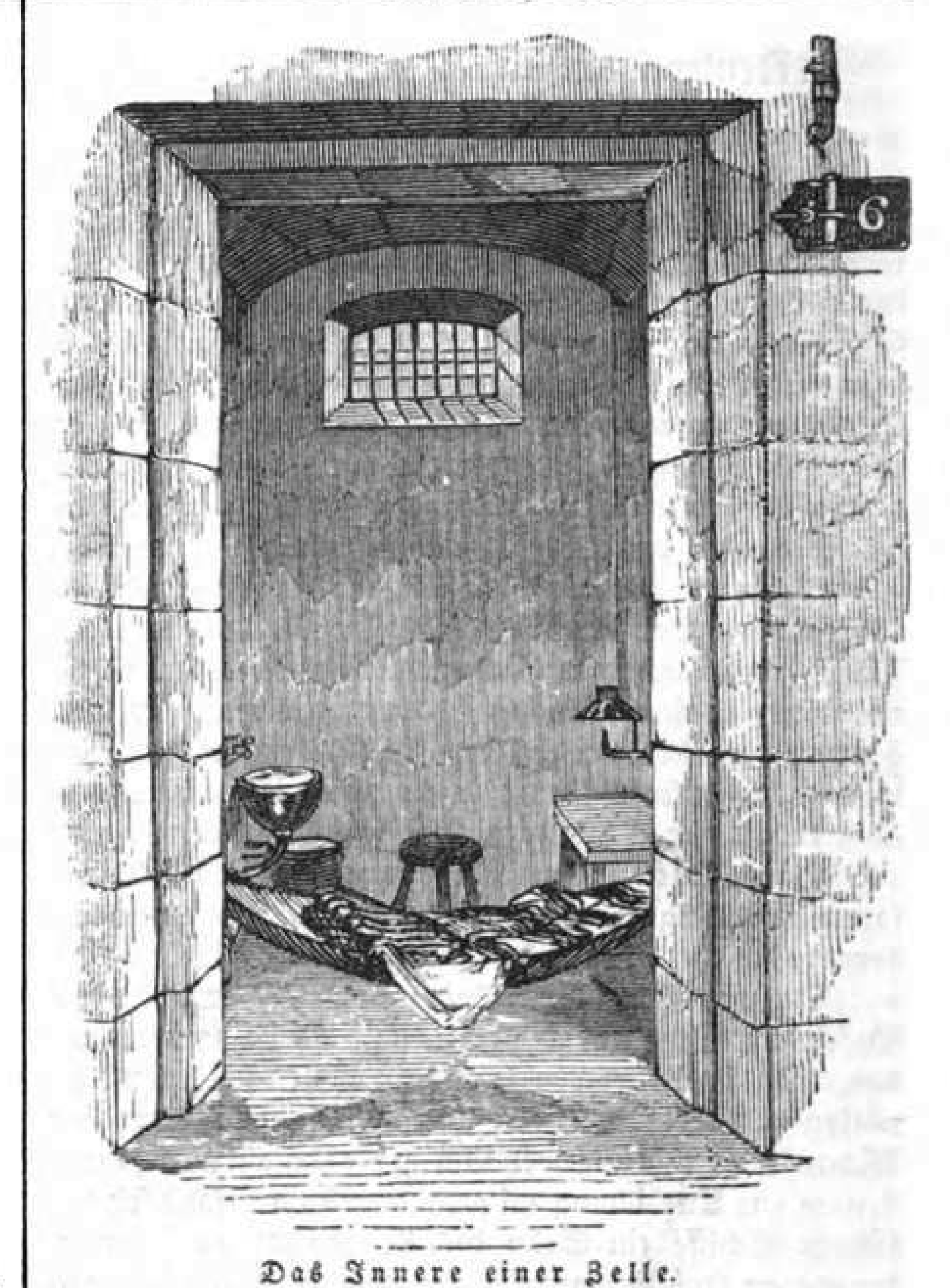
81.

Das Mustergefängniss von Pentonville.

Erst vor einigen Tagen hat Prinz Johann von Sachsen, der aufmerksame und menschenfreundliche Beobachter aller bedeutenden Erscheinungen der Zeit, die Einrichtung der Gefängnisse nach den beiden berühmten amerikanischen Systemen, dem sogenannten philadelphischen und dem auburn'schen, in der ersten Kammer der sächsischen Ständeversammlung zur Sprache gebracht, und vielleicht haben Viele zuerst bei dieser Gelegenheit erfahren, daß in den sächsischen Strafanstalten das sogenannte auburn'sche System soweit durchgeführt ist, als die nicht für den Zweck erbauten Localitäten es gestatten. Es beruht dieses System bekanntlich auf strenger Isolirung der Gefangenen bei Nacht, wogegen denselben bei Tage gemeinschaftliche Arbeit im tiefsten Schweigen gestattet wird. Der Minister von Lindenau hob die günstigen Erfolge hervor, die dasselbe zeige, und diese können Niemanden befremden, welcher es weiß, in welchem Grade früher die sämmtlichen deutschen Zuchthäuser, keines ausgenommen, als hohe Schulen des Verbrechens, ähnlich den französischen Bagnos, angesehen und oft nur Verbrechen begangen wurden, um etwa den Winter vor Nahrungssorgen geschützt, im Zuchthaus zubringen zu können, eine Erscheinung, welche unsers Wissens durch die neue Einrichtung der Zuchthäuser gänzlich beseitigt worden ist. Bei alledem wird diese Einrichtung von den erfahrensten Gefängnißkundigen — und wir nennen hier vor allen Dr. Julius, dem wir die erste genaue Bekanntschaft mit beiden amerikanischen Systemen verdanken — als eine halbe Maßregel verworfen; sie geben beinah einstimmig dem scheinbar strengern, unstreitig aber wohlthätigeren philadelphischen Systeme den Vorzug. Allerdings ist dasselbe von pseudohumanen Criminalisten, welche nicht selten ihre eignen Verwöhnungen als Maßstab der den Verbrechern gebührenden Bequemlichkeit zu betrachten scheinen, vielfach verdächtigt und behauptet worden, daß der Mensch durch absolute Einsperrung nothwendig zum Wahnsinn geführt werde; allein das philadelphische System beruht gar nicht auf absoluter Absperrung, sondern nur auf gänzlicher Trennung von allen Verbrechern, die so streng durchgeführt wird, daß kein Gefangener einen Andern weder von Gesicht noch dem Namen nach kennen lernt, damit er seine Leidensgefährten auch im Leben nicht wiederfinden und durch gemeinschaftliche Erinnerungen zu neuen Verbrechen angetrieben werden kann. Dem Zuspruch des Geistlichen hingegen, und den Besuchen der menschenfreundlichen Gesellschaften, welche sich den göttlichen Spruch vor Augen gestellt haben: Er will, daß allen Menschen geholfen werde, steht auch die Zelle des Sträflings offen, und zeigt sich die Erscheinung des Wahnsinnes in diesen Strafanstalten häufiger, als in andern — eine Thatsache, welche Dickens, nach den genausten Erkundigungen in den nach diesem System eingerichteten Gefängnissen Amerika's, gänzlich in Abrede stellt, — so ist dies ein unzweifelhaftes Zeugniß der tief eingreifenden Wirksamkeit, da die Seelenkunde uns schon längst gelehrt hat, daß der Wahnsinn nur bei solchen Verbrechern, die zur Erkenntniß ihres Verderbens gekommen sind, niemals aber bei verhärteten Bösewichtern vorkommt. Noch soll es darüber an hinreichenden Erfahrungen fehlen, allein wir glauben, daß diese Erfahrung, selbst wenn sie gemacht würde, nach dem soeben geltend gemachten Grunde, in keinem Falle als Beweis gegen das philadelphische System benutzt werden kann. Bemerkenswerth bleibt es immer, daß das praktische England, welches erst vor wenigen Jahren das ungeheure Milbankgefängniß, nach dem auburn'schen System angelegt hat, in seinen neusten Gefängnißanlagen zu dem philadelphischen System übergegangen ist, und freuen wir uns, Allen, die sich für diese hochwichtige Angelegenheit interes-



Aeußere Ansicht des Pentonville-Gefängnisses.



Das Innere einer Zelle.

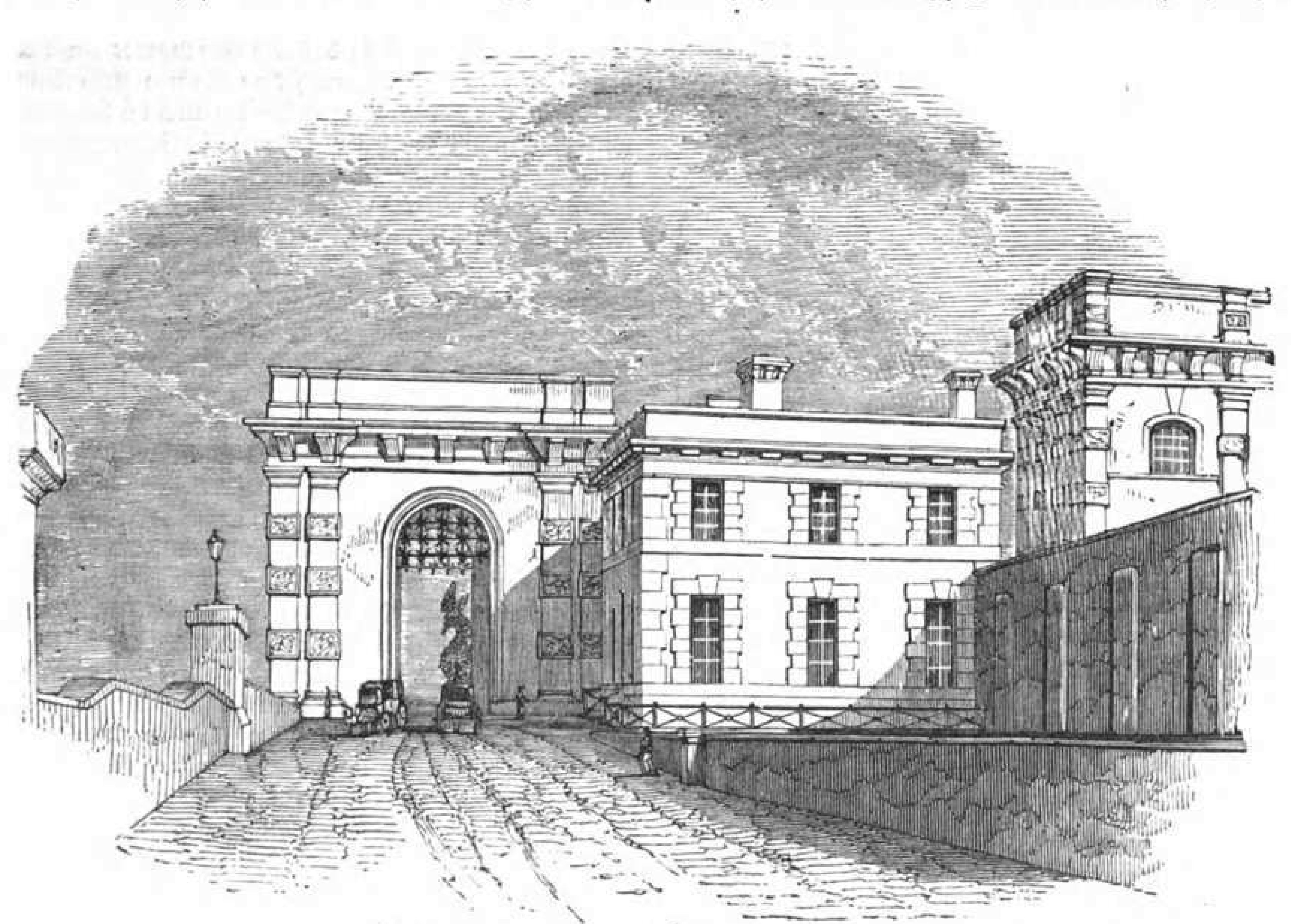
siren, diese neuste Anlage in allen ihren Einzelnheiten vorlegen zu können.

Bereits vor länger als 2½ Jahren ist ungefähr Mitte Wegs zwischen Pentonville und Holloway der große Complex von Gebäuden zu errichten angefangen worden, von welchem die vorstehend mitgetheilte Ansicht nur einen Theil zeigt. Das Ganze hat das Ansehen einer Gefängniß-Festung; auf einer bedeutenden Höhe gelegen und mit ansehnlichen Mauern umgeben, umschließt es in der Form eines unregelmäßigen Fünfecks einen Flächenraum von 6¾ Acres; außerdem ist noch ein niedriger Außenwall vorhanden; die beiden Eingänge in der Hauptfronte sind massiv befestigt. Das ist das Pentonville-Gefängniß, welches wegen der neuen Grundsätze, nach denen es durchgeführt ist, und die bei mehren Grafschaftsgefängnissen des Königreichs in Anwendung gebracht werden sollen, als: „Mustergefängniß nach dem Absonderungssystem" bezeichnet wird. Der Plan dazu ist von den Gefängnißinspectoren dem Lord J. Russell — damals Minister des Innern — vorgelegt worden, wie aus der in der Parlamentssitzung vom 5. Mai 1840 abgegebenen Erklärung hervorgeht, wornach das System, völliger Absonderung, als höchst wohlthätig und ersprießlich, für die Gefangenen sowohl, als für das Volk bezeichnet wird. Der Marquis v. Normanby legte den Grundstein zu diesem Gefängniß im April des genannten Jahres; die Errichtung desselben hat die hohe Summe von 85,000 Pfd. Sterling — weit über 500,000 Thlr. — gekostet, doch ist es keineswegs reich an architectonischen Schönheiten; einige Säulen und Pfeiler an den Eingängen und den daran liegenden Gebäuden, sowie ein Glockenthurm im italienischen Style, der sich in der Mitte des Gefängnisses erhebt, sind Alles, was in dieser Hinsicht dem Auge geboten wird.

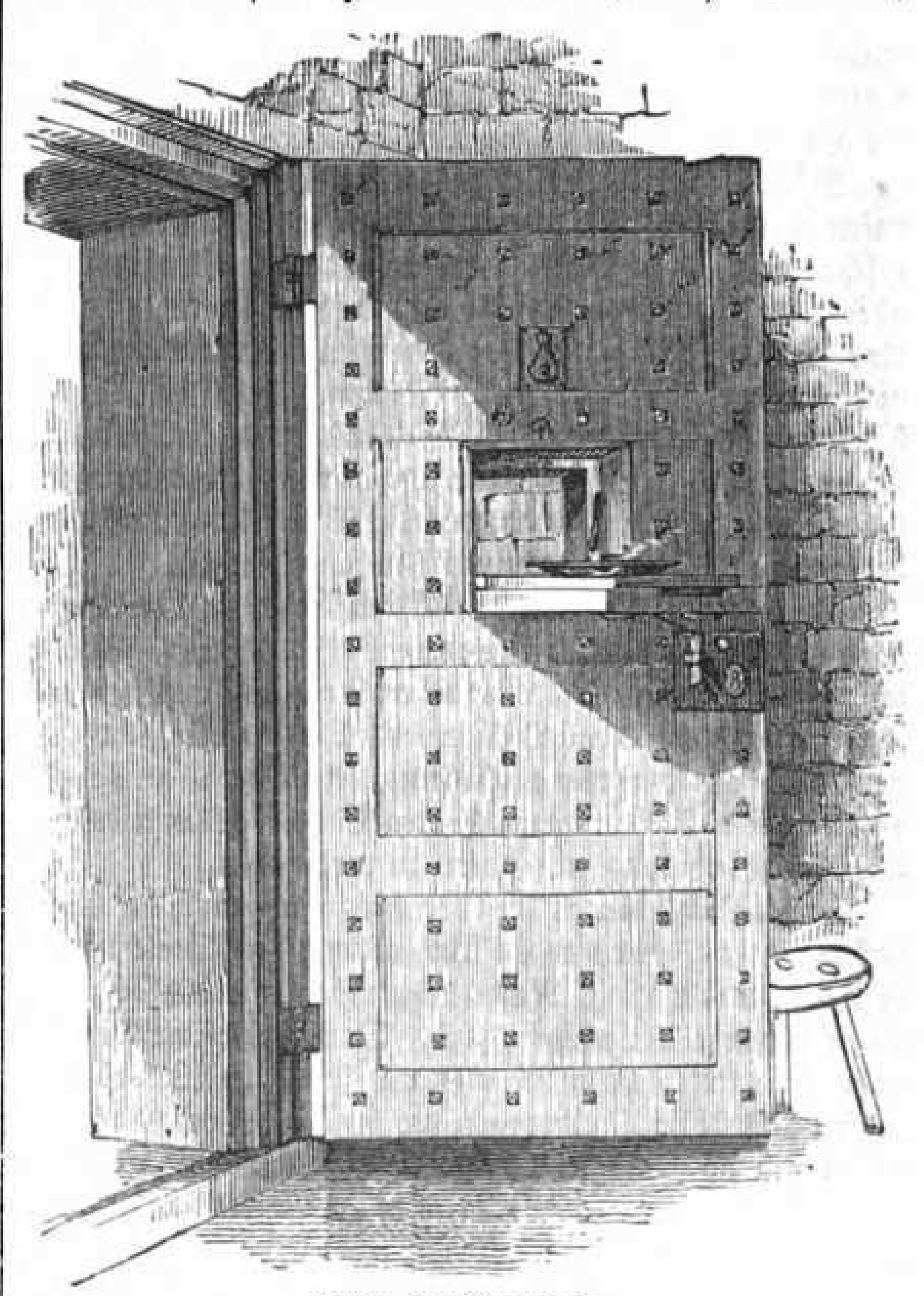
Zu jeder Seite des Portals, durch welches drei überwölbte Eingänge führen, befindet sich ein Wohnhaus in nettem Style gebaut, das eine für den Director der Anstalt, das andere für den Geistlichen. Beide liegen außerhalb der Hauptmauer. Durch den Eingang kommt man in einen verschlossenen Hofraum, welcher wieder zwei Thore hat, durch welche Lebensmittel u. dgl. zu den Küchen- und Wirthschaftsbeamten gebracht werden können, ohne daß dabei eine Communication mit den für die Aufseher und Gefangenen speciell bestimmten Gebäuden stattfände.

Zu dem Innern des Gefängnisses gelangt man über eine Reihe von Stufen und durch einen niedrigen Thorweg, zwischen zwei massiven Säulen, welcher zu einem breiten Wege, a, führt, auf dessen beiden Seiten die Zimmer der Beamten liegen, und von da zu der Inspections- oder Central-Halle, l; hat man diese erreicht, so wird man wenigstens über die eigenthümlichen Principien, nach welchen das Gebäude angelegt ist, einigermaßen klar. Diese Halle ist ein durch keine Zwischenstocke getrennter, vielmehr von ebener Erde bis zum Dache offener Raum — wie ihn die untenstehende Abbildung zeigt; er bildet den Hauptaufenthaltsort der Beamten. Rings um denselben gehen zwei Gallerien, zu welchen von ebener Erde aus eine Treppe führt. In der Mitte der untern Gallerie ist ein mit Glasfenstern versehenes Behältniß, einer Laterne vergleichbar, von wo aus der Oberaufseher die ganze Reihe der verschiedenen Corridors überblicken und die daselbst stationirten Beamten überwachen kann. Auf der andern Seite geht eine breite Thür auf eine Gallerie, welche zu der in dem Eingangsgebäude befindlichen Capelle führt. In der Halle selbst und zwar an dem Pfeiler der linken Seite sieht man die Maschinerien, mittelst welcher die Speisen in besonderen Behältnissen durch eine Fallthür aus den darunter befindlichen Räumen, worin sich die Küchen und die Heizungsapparate befinden, heraufgeschafft werden.

Die Gefängniß-Flügel oder Zellengebäude laufen von dieser Halle, als von dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, in Radien aus und stellen — wie es sich auf dem Grundriß zeigt — zwei Drittheile eines sechseckigen Sterns dar. Zwei Flügel nämlich gehen von der Halle rechts und links ab, so daß sie eine gerade Linie zusammen bilden; die beiden andern divergiren in fächerähnlicher Form. Ein offener Gang oder Corridor zieht sich der Länge nach mitten durch jeden Flügel; auf ihn öffnen sich die Thüren der Gefängnißräume oder Zellen, die in drei Stockwerke vertheilt sind, und zwar gehen die des untersten Stockwerks auf den zu ebener Erde befindlichen Corridor,



Aeußerer Eingang zu dem Gefängniß.



Eine Zellenthür.

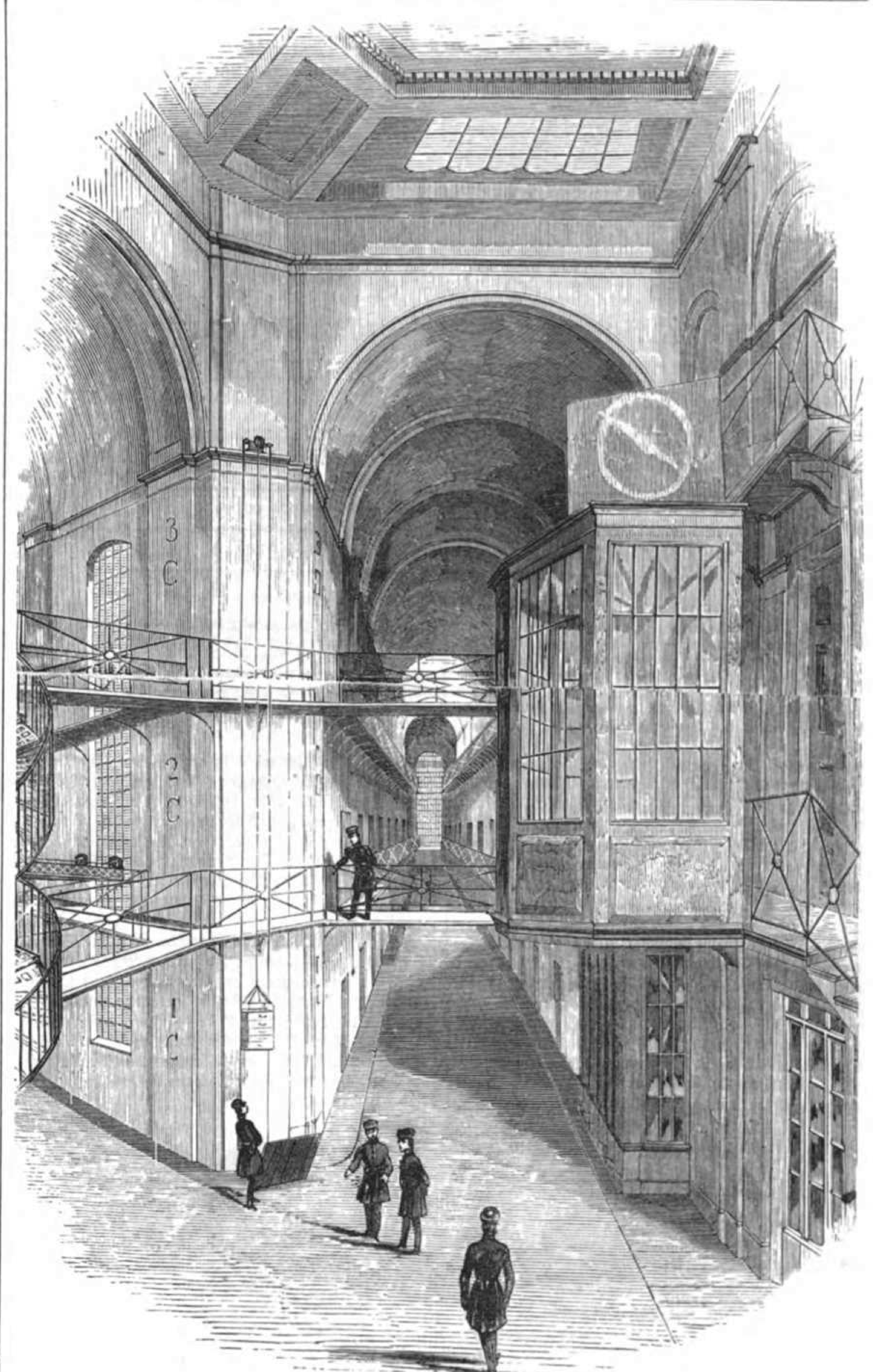
die der beiden obern Stockwerke auf kleine längs der Wand hinlaufende Gallerien, die auch, wie oben bemerkt, sich rings um die Halle hinziehen. Am vordern Ende jedes Flügels führt eine durch eine Fallthür verdeckte Treppe zu den im Untergeschosse befindlichen Strafzellen; in der Mitte jedes Flügels aber communicirt eine runde eiserne Treppe mit den Gallerien, und läuft bis zu den Vorrathsbehältnissen unten fort. Die Mundvorräthe werden, nachdem sie aus dem Untergeschosse heraufgehoben sind, längs den Corridors auf eisernen Wagen fortgeschafft. Hohe Fenster im Dache, sowie am Ende und auf den Seiten der Flügel geben die nöthige Helle; des Nachts brennen Gasflammen. Die ganze Länge der Flügel rechts und links, eingerechnet die Zwischenhalle, ist 500 Fuß; die Zahl der Zellen ist auf dem Grundriß angegeben, sie sind zusammen auf 520 Gefangene berechnet. Die Flügel sind mit den Buchstaben A, B, C, D bezeichnet und die Stockwerke mit 1, 2, 3 numerirt. Ein besonderer Flügel ist für weibliche Gefangene bestimmt, er ist von den übrigen Gefängnißräumen getrennt und eine Seitenthür der Mittelhalle führt zu ihm.

Die Zellen sind jede 13 Fuß lang, 7 Fuß breit und haben eine gleichförmige Höhe von 9 Fuß. Die Zwischenwände, welche die einzelnen Zellen von einander trennen, sind 18 Zoll stark und nächstdem noch so aufgeführt, daß das Durchdringen des Schalles so sehr als möglich verhindert wird. Die Decke ist gewölbt; der Zugang des Lichts erfolgt durch ein Fenster von starkem Glas, das mittelst einer eisernen Stange der Länge nach geschlossen ist, so daß es durch dieselbe in zwei Theile, deren jeder ungefähr 5 Zoll mißt, getheilt wird. Vorstehende Abbildung zeigt das Innere einer Zelle. Links ist ein steinernes wasserdichtes Gefäß mit einem gußeisernen Deckel, der an der Wand befestigt ist. Daneben ist ein messingenes Becken, mit Wasser gefüllt, dessen Quantität, um vor Verschwendung zu sichern, auf einen Cubikfuß oder ungefähr 30 Kannen festgesetzt ist; die Röhre, welche das Wasser zuführt, ist mehrfach gebogen, um die Fortleitung des Schalles zu verhindern. Gegenüber steht ein starker dreibeiniger Stuhl und ein schmaler Tisch; darüber ist eine bedeckte Gasflamme. An eisernen in der Wand eingeschlagenen Haken ist die Hängematte befestigt; die Matratze und Decken, welche dazu gehören, werden jeden Morgen aufgewickelt und auf ein Brett links von der Thür gelegt. Ferner befindet sich auf dieser Seite ein Griff, der mit einer Glocke in Verbindung steht; beim Anziehen desselben schiebt sich eine kleine eiserne Tafel, auf welcher die Nummer der Zelle steht, vor die Mauer, so daß der wachthabende Aufseher in der Gallerie sofort erkennt, in welcher Zelle man nach ihm begehrt. Jede Zelle wird mittelst erwärmter Luft geheizt, die durch eiserne durchlöcherte Platten vom Boden aus zuströmt, und zwar aus Röhren, die mit großen Oefen im Untergeschosse des Flügels in Verbindung stehen. Der Abzug der verderbten Luft und die Bewegung der Luft überhaupt erfolgt gleichfalls durch das Medium von durchlöcherten eisernen Platten über der Thür jeder Zelle, welche mit einem großen Schlauche communiciren, der unter der Mitte des Daches jedes Flügels angebracht ist. Diese Maßregeln zur Entfernung der schlechten und Zuführung der frischen Luft, bei denen es zugleich darauf ankommt, daß dadurch nicht etwa eine Communication zwischen Gefangenen in benachbarten Zellen herbeigeführt werde, beruhen auf einer Erfindung, deren Ehre den Gefängnißinspectoren und dem Herrn Haden in Trowbridge gemeinschaftlich gebührt; sie zeichnen sich durch Eigenthümlichkeit und Einfachheit aus.

Von der Zellenthür geben wir gleichfalls eine Abbildung. Sie ist von Eichenholz, und zwei Zoll dick; die Ränder derselben sind mit Filz belegt, um Geräusch sowohl als das Durchdringen der Stimme zu vermeiden; auf der der Zelle zugewendeten Seite ist sie noch mit einer dicken Eisenplatte verkleidet. In dem obern Felde derselben befindet sich eine kleine mit Glas und Drahtgaze verdeckte Oeffnung, durch welche der Gefangenwärter von außen hinein sehen kann, ohne vom Gefangenen gesehen zu werden; das untere Feld enthält eine viereckige Fallthür, die durch eine Feder verschließbar ist, und durch welche Speisen und andere Bedürfnisse dem Gefangenen zugereicht werden können.

Die allgemeine Anlage des Gefängnisses, innerhalb der Hauptmauer, kann am besten durch die Anschauung des umstehenden Grundrisses kennen gelernt werden, dem wir die erforderliche Erklärung beigefügt haben.

Die letzte Abbildung stellt einen Theil des Innern der Capelle dar. Dieselbe ist mit getrennten Sitzen oder Ständen versehen, welche alle nach der Kanzel an dem einen Ende der Capelle gerichtet sind, so daß jeder Gefangene den Geistlichen sehen, aber auch jeder von diesem gesehen werden kann. Die Rückwände jeder Sitzreihe sind



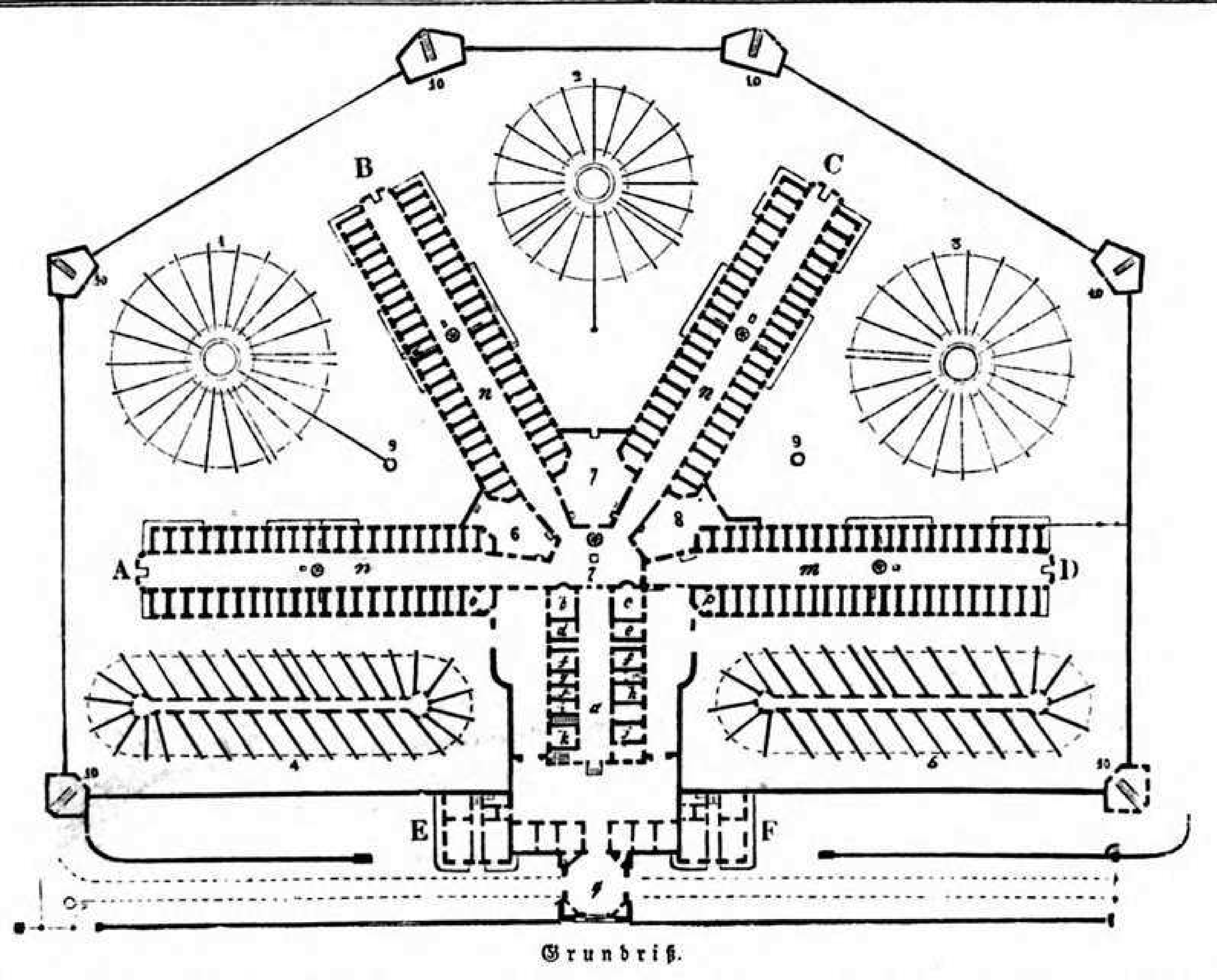
Große Mittelhalle.

so eingerichtet, daß sie zwar hoch genug sind, um jede Communication zwischen den Gefangenen zu verhindern, wenn sie aufstehen; aber zugleich nicht so hoch, daß die Letztern, wenn sie sitzen, verborgen wären. Ein doppelter Gang, der mitten durch die Capelle geht, steht mit der Haupthalle in Verbindung; eine besondere Treppe führt von der Gallerie zu einer Thür, und von da zu den obersten Sitzreihen, und so weiter herab zu den übrigen. Die Aufseher befinden sich auf Gallerien und im Schiffe der Capelle am andern Ende, so daß sie völlige Uebersicht über die Gefangenen haben.

Es bleibt uns noch übrig, die Räume zu beschreiben, die zum Umhergehen der Gefangenen bestimmt sind. Wie man aus dem Grundrisse ersieht, sind dieselben nach demselben Principe, wie die Inspectionshalle, in Radien gebaut. Der Vortheil dieser Einrichtung ist der, daß der in der Mitte stehende Beamte die ganzen Gefangenen übersehen kann, von denen je Einer in einen der einzelnen durch Zwischenwände gebildeten — auf dem Grundrisse durch Linien angedeuteten — Räume geführt wird. Rings um den Mitteltheil des Ganzen führt ein dunkler Gang, welcher es unmöglich macht, daß der Gefangene den ihn beaufsichtigenden Beamten gewahren kann. Die Zwischenwände sind mit Dächern versehen, um für den Nothfall Schutz vor der Witterung zu gewähren. Die in dem vordern Theile des Gefängnisses befindlichen Bewegungs-Räume sind nach denselben Grundsätzen, wie die zwischen den einzelnen Flügeln, construirt, nur mit dem Unterschiede, daß sie länglich rund, jene aber zirkelrund sind.

Das sind die Hauptheile des Gefängnisses. Unter jedem Flügel sind noch 12 weitere Dunkelzellen für widerspänstige Gefangene. Für den Fall der Krankheit ist zur Zeit noch keine besondere Vorsorge getroffen und die Gefangenen müssen in diesem Falle in ihren einzelnen Zellen ärztlich behandelt werden.

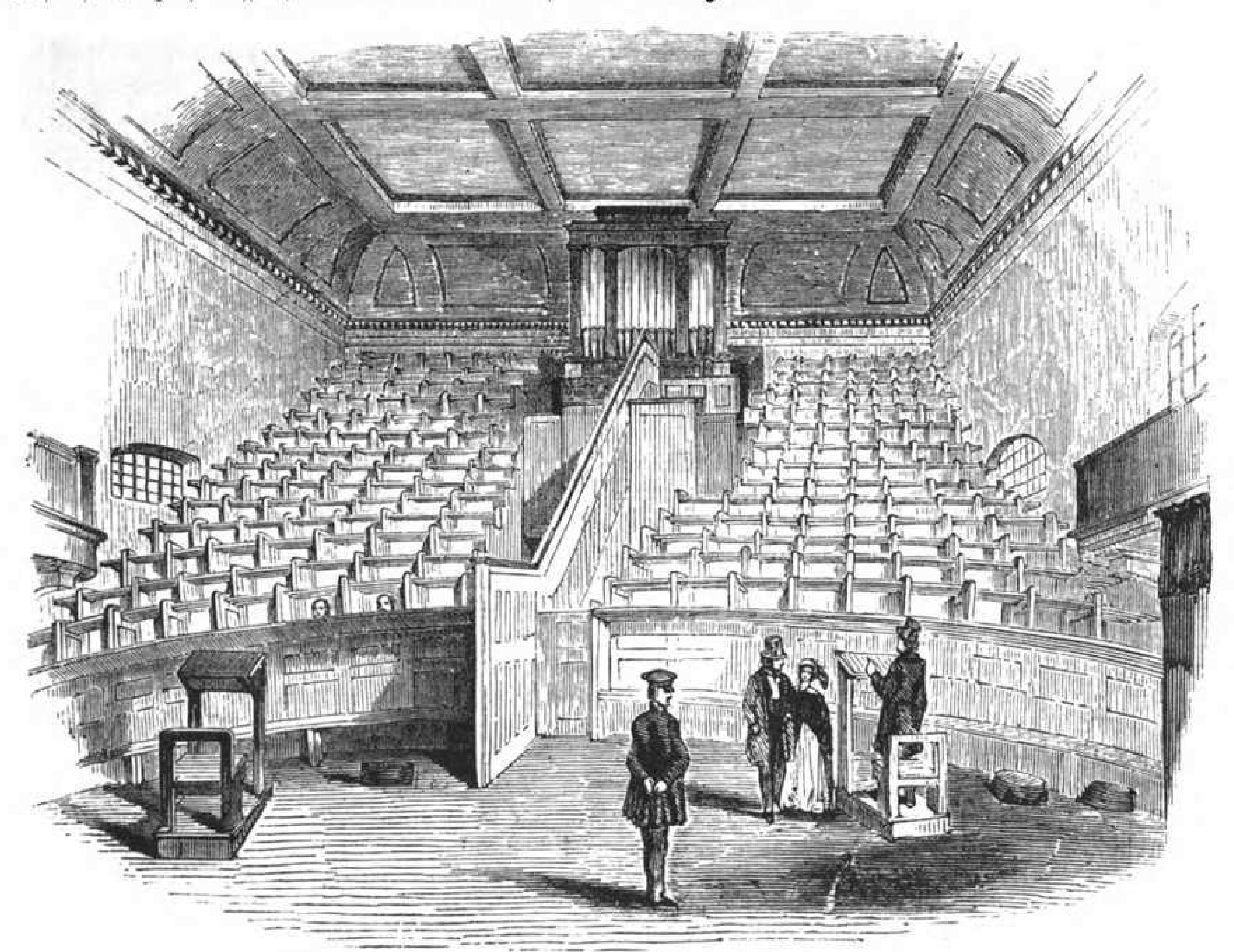
Der Leser kann sich nun eine Ansicht von der Vollständigkeit bilden, mit welcher das Absonderungssystem in die



Grundriß.

A. B. C. D. Die Zellengebäude des Gefängnisses. — E. F. Wohnungen des Geistlichen und des Directors. — 1. 2. 3. 4. 5. Räume zum Umhergehen. — 6 7. 8. Höfe — 9. 9. Schläuche zum Herbeiführen von frischer Luft. — 10. 10. 10. 10. 10. 10. Beamtenwohnungen im Grenzwall. — a. Zweiter Eingang. — b. Zimmer des Directors. — c. Zimmer des Gerichtsbeamten. — d. Büreau. — e. Zimmer des Wundarztes. — f. f. f. Zimmer der Unterbeamten. — g. Aufenthalt des Schließers. — h. Zimmer der Oberaufseherin der weiblichen Gefangenen. — i. Einkleidezimmer. — j. Zimmer des Oberschließers. — k. Speisezimmer für die Unterbeamten. — l. Die große Mittelhalle. — m. n. n. n. Corridors der Gefängnißflügel. — o. Schließer. — p. Schließerin. — q. Das äußere Thor.

sem neuen Gefängniß durchgeführt ist. Folgende Grundsätze werden bei der Disciplin in demselben — welches zu Ostern d. J. seine ersten Pfleglinge erhalten hat — beobachtet. Die Verbrecher können während ihrer Haft jede Arbeit vornehmen, welche ohne Lärmen betrieben werden kann; ausgeführt werden sie nur zum Gebet in die Capelle und behufs der Bewegung in die dazu bestimmten besondern Räume. Bei dieser Gelegenheit muß aber jeder Gefangene eine Maske über dem Gesicht tragen, welche ihm erst genommen wird, wenn er die Bewegungsräume oder die Kirchenstände erreicht hat. Dadurch wird eben sowohl bewirkt, daß die Gefangenen einander nicht sehen, als — da vorzüglich strenges Schweigen beobachtet werden muß — daß sie auch nichts von einander zu hören bekommen, so daß sie in der That so von einander getrennt sind, als ob sie meilenweit von einander entfernt wären. Bücher erhalten die Gefangenen nach dem Ermessen des Geistlichen; täglich müssen sie einmal dem Gottesdienst beiwohnen. Auch Unterricht in verschiedenen Handwerken, namentlich im Schuhmachen und Weben, soll ertheilt werden. Man rechnet dabei 100 Schüler auf einen Lehrer. Stündlich einmal, mit Ausnahme der Nacht, visitiren die Wächter alle Zellen; täglich einmal der deputirte Director und Hauptaufseher. Der Arzt besucht jeden Gefangenen wöchentlich zweimal. Der Oberaufseher muß dem Director jedes Ungebührniß der Unterbeamten anzeigen, über das sich die Gefangenen beklagen; auch ist es den Letztern gestattet, sich an denselben zu wenden, um den Director, den Geistlichen oder den Arzt zu sprechen. Viermal im Jahre dürfen die Gefangenen an ihre Angehörigen schreiben. Sie tragen eine dunkle gestreifte Kleidung; auf dem Kragen sind die Buchstaben: P. P. — Pentonville Prison — roth eingewirkt. Die Wächter haben eine blaue Uniform. Ueber die Kost sind zwar Bestimmungen getroffen, aber — noch nicht jenseits der Mauern des Gefängnisses bekannt geworden.



Das Innere der Gefängnißkirche.



Unser Wochenbericht.

Dem Deutschen ist es bei der Vertheilung des Welthandels so gegangen, wie dem Poeten bei der Vertheilung der Erde.

Der Britte nahm, was seine Speicher fassen,
Der Franzmann liefert aller Welt den Wein,
Der Däne sperrte gar des Meeres Straßen
Und sprach: der Zehente ist mein!

Der Deutsche verweilte während deß im „Land der Träume" und als er kam, sich auch sein Theil zu holen, da war's zu spät.

Was thun! spricht Zeus, die Welt ist weggegeben,
Das Meer, das Land, der Markt ist nicht mehr mein.
Kannst vom System, von Theorie du leben,
Es steht dir frei; die freieste sei dein!

Redlich hat sich der Deutsche an die Theorie gehalten, aber leben kann er nachgerade doch nicht davon. Die Schuld, einmal zu spät gekommen zu sein, sollte doch endlich abgebüßt sein! Was hilft es ihm, von allen Nationen am besten zu wissen, wie der freie Handel betrieben werden müßte, wenn alle Welt besser als er weiß, wie der unfreie Handel wirklich betrieben wird? Allerdings ist man in Deutschland theilweise auch schon zu dem Einsehen gekommen, wie unweise, ja wie gefährlich es für den Nationalreichthum sei, den compacten, geschlossenen Ganzen gegenüber, welche die übrigen europäischen Länder bilden, einen vereinzelten, allen Speculationen offenen Spielraum für den Weltverkehr abzugeben, und der Zollverein liefert den Beweis, daß sich diese Ueberzeugung bereits der bei weitem größten Hälfte aller deutschen Staaten aufgedrungen. Aber sehen wir nicht gleichwohl, wie viele Deutsche sich noch nicht entschließen können, gerade den deutschen Nationalreichthum als ein Ganzes zu betrachten, von dem nicht ein Glied zum Nachtheil des andern ein Stück an sich reißen darf, ohne dadurch der großen Einheit zu schaden? Gerade unsere am Meer wohnenden Brüder, denen wahrscheinlich der größte Gewinn aus einem einigen geschlossenen Deutschland erwachsen würde, sind in dieser Beziehung die feindlichsten, indem sie bei ihrer Absonderung nicht blos sich selbst am besten zu stehen, sondern dadurch auch den übrigen deutschen Staaten den größten Vortheil abzugewinnen glauben. Ob es genüge, sie durch die Zeit über ihren Irrthum belehren zu lassen, oder ob es nicht besser und ihrem eignen Wohl zuträglicher sei, Maßregeln zu ergreifen, durch die sie zum Anschluß an das große Ganze um so eher bewogen würden, wagen wir nicht zu entscheiden. Zu solchen Maßregeln würde unter Anderm gehören, wenn der braunschweigische Harzdistrict, der endlich im Jahre 1844 dem Zollverein einverleibt werden soll, als strenge Zollscheidelinie zwischen dem großen nördlichen Theile des Königreichs Hannover und dem kleinen südlichen — Göttingen — behauptet wird, so daß dieser Zweig, um nicht in seiner Vereinzelung zu verdorren, bald gezwungen wäre, seine Nahrungssäfte von dem gemeinsamen großen Stamme zu beziehen; wenn ferner der Einfuhr über Stettin und andere Ostseehäfen besondere Vergünstigungen vor der über Hamburg und Bremen ertheilt würden und andere mehr. Wir sind jedoch keineswegs geneigt, für Maßregeln dieser Art uns zu erklären; vielmehr weisen wir die Möglichkeit, neue Entzweiungen in Deutschland herbeizuführen, mit Entschiedenheit zurück. Ja, wir sind überzeugt, daß, wie sehr auch Hannover, die Hansestädte und Mecklenburg für jetzt noch gegen jeden Anschluß sein mögen, wenn nicht die neuerdings von Amerika angedrohten Maßregeln, schon das bloße Bedürfniß der Einigkeit denselben früher herbei-

führen werde, als irgend eine directe oder indirecte Zwangsmaßregel.

Von Oestreich aus haben sich Stimmen vernehmen lassen für die Abschließung eines italienischen Zollvereins nach Art des deutschen. Ein Triester Blatt, das „Journal des östr. Lloyd“, hat den Aufsatz, welchen der italienische Statistiker, Graf Luigi Serristori, über diesen Gegenstand in den Mailänder Annali di Statistica abdrucken ließ, vollständig aufgenommen, was für den, der die Censurverhältnisse des Kaiserstaates kennt, ein Wahrzeichen ist, daß die darin ausgesprochenen Ansichten in Wien nicht gemißbilligt werden. Zu diesen Ansichten gehört jedoch unter Anderm auch, daß Oestreich nicht blos mit dem lombardisch-venetianischen Königreiche, sondern auch mit seinen deutschen Ländern dem italienischen Zollverein beitrete. Nun giebt es zwar in Deutschland Manche, die dem Vaterlande daraus einen Gewinn versprechen, wenn sich Oestreichs Interessen von uns ab- und Italien ganz und gar zuwenden wollten; diese Leute gehören jedoch auch zu den oben bezeichneten Egoisten, die nicht im Stande sind, ihren kurzsichtig aufgefaßten Privatvortheil dem großen Ganzen zum Opfer zu bringen. Oestreichs deutsche Stämme sind die kernhaftesten des gesammten Deutschlands, und wir wären des letztern, als eines gemeinsamen Vaterlandes, unwerth, wenn wir jene auch nur einen Augenblick aufgeben könnten. Die Nachfolger der deutschen Kaiser werden aber auch gewiß nie die Hand dazu bieten, daß ihre deutschen Unterthanen durch Verschmelzung ihres Interesses mit dem eines fremden Staates dem deutschen Körper völlig entfremdet würden!

Ein Artikel des Standard, eines englischen ministeriellen Blattes, worin die England günstigen Beschlüsse des vorjährigen Stuttgarter Zollcongresses als Resultate der geschickten diplomatischen Einwirkung des großbritannischen Cabinettes auf das preußische dargestellt wurden, hat in Deutschland großes Aufsehen gemacht. Besonders die Nichterhöhung des Eingangszolles auf Baumwollengarn und die Nichteinführung eines Zolles auf Roheisen sollte dieser Einwirkung zu verdanken sein, während die Behauptung hinzugefügt wurde, daß die von dem Congreß beschlossene Erhöhung des Zollsatzes für bedruckte oder brochirte wollene, oder aus Wolle und Baumwolle gemischte Waaren von 30 auf 50 Thlr. für den Centner von Preußen auf die an dasselbe von England aus gemachten Gegenvorstellungen damit entschuldigt worden, daß es geglaubt, dergleichen Waaren würden nur von den Franzosen fabricirt und daß es, nachdem es über den Antheil der Engländer an diesem Fabrikzweige belehrt worden, zwar versucht habe, die Erhöhung bei dem Congresse zu hintertreiben, dieser jedoch hierauf nicht eingegangen sei. Die preußische Regierung hat sich durch diesen, sie in der bisher von ihr in allen Zollvereinssachen bewahrten Unbescholtenheit sehr benachtheiligenden Artikel veranlaßt gesehen, eine Darstellung des Sachverhältnisses in die preuß. Staatszeitung einrücken zu lassen. Daraus geht hervor, daß Preußen in seinen Unterhandlungen mit England durchaus keine Verbindlichkeit des Zollvereins, die Tarifsätze nicht zu erhöhen, anerkennt; daß es allerdings eine billige Rücksicht auf das Versprechen Englands genommen, gewisse deutsche Producte, wie Wein &c., im Zoll herabsetzen zu wollen; daß es jedoch in Bezug auf Baumwollengarn und Eisen nur von der eigenen Ueberzeugung, diese Artikel für jetzt nicht zu vertheuern, sich habe leiten lassen, und daß es endlich Preußen selbst gewesen, welches die Erhöhung des Zolles auf wollene oder mit Baumwolle gemischte bedruckte Waaren beim Congresse in Antrag gebracht und daß es seinen Commissarius bei demselben ausdrücklich beauftragt, zwar diese Erhöhung allenfalls noch auf ein Jahr aussetzen zu lassen, wenn der Congreß auf die von England in Aussicht gestellten Zollverminderungen Rücksicht nehmen wolle, daß aber, wenn die anderen Staaten Bedenken fänden, diesen Ausweg einzuschlagen, die preußische Regierung durchaus nicht gemeint sei, von ihrem früheren Vorschlage zurückzustehen und durch ihren Widerspruch die Tarif-Erhöhung zu verhindern.

Aller Augen sind jetzt in Preußen auf den in Düsseldorf zusammen getretenen rheinländischen Provinzial-Landtag gerichtet. Es hat dieser den Vortheil, nachdem bereits die sieben übrigen Landtage Preußens ihre Verhandlungen beendigt, die Gesinnungen des Landes über die vorgelegten Fragen genau zu kennen. Fast in allen rheinländischen Städten waren die Bürger zusammengetreten und haben in mehren Conferenzen ihren Abgeordneten die Wünsche der Stadt dargelegt. Petitionen zur Erlangung von Preßfreiheit, Oeffentlichkeit der Landtags-Verhandlungen sowie der Sitzungen der städtischen Verwaltung, und zur Ausdehnung der Wählbarkeit der Landtagsabgeordneten wurden an vielen Orten unterzeichnet, wie sich denn überhaupt zeigt, daß man am Rhein ebenso wie in Ostpreußen die Bedeutung der politischen und der individuellen Freiheit viel mehr zu würdigen wisse, als in den übrigen Landestheilen der preußischen Monarchie. Ein von der „Kölnischen Zeitung“ vor Kurzem gelieferter leitender Artikel hatte die Ansicht zu begründen gesucht, daß in der öffentlichen Stimmung der Rheinlande eine vorzugsweise durch die neuesten Preßbeschränkungen hervorgerufene Unbehaglichkeit sich kund gebe, wie sie in gleichem Maße kaum zu irgend einer frühern Zeit vorhanden gewesen. Dieser Artikel war in einer halbofficiellen, mehren Zeitungen aus Berlin zugegangenen Berichtigung als unwahr bezeichnet worden und dem Verfasser ward vorgeworfen, daß es ihm dabei nicht um Belehrung, sondern um Aufregung des Publicums zu thun gewesen. Die „Kölnische Zeitung“, die, solange ihre Rivalin, die „Rheinische Zeitung“, existirte, eine überaus conservative Farbe getragen, blieb zwar bei ihrer Behauptung von dem in der Rheinprovinz allgemein herrschenden Unbehagen, aber der Verfasser der leitenden Artikel, Dr. Hermes, hat sich durch den ihm gemachten Vorwurf veranlaßt gesehen, dieselben gänzlich einzustellen, und ist seitdem durch Annahme einer Stelle bei der Redaction der Allgemeinen Preußischen Zeitung zu den entschiedenen Gegnern der Preßfreiheit übergetreten.

In Bayern hat am 6. Mai die feierliche Eröffnung des Ludwigs-Canals stattgefunden, welcher die Donau mit dem Main und durch diesen mit dem Rhein in Verbindung bringt. Einstweilen ist die Strecke zwischen Bamberg, Forchheim, Erlangen und Nürnberg dem Verkehr übergeben, und bald wird auch der Theil zwischen Nürnberg und der Donau folgen. Privatindustrie hat hier durch Actien ein Unternehmen gegründet, dessen segensreiche Folgen für den süd- und westdeutschen Handel noch gar nicht zu berechnen sind, obwohl in den ersten Jahren das Actien-Capital nur eine geringe Rente abwerfen wird. Tritt aber erst das projectirte bayerische Eisenbahn-Netz in Verbindung mit dem Canal und ist erst die große Handelsstraße der untern Donau dem Weltverkehr eröffnet, so werden auch die 6 oder 7 Millionen Gulden, die dieses Unternehmen gekostet, einen mehr als reichlichen Ertrag gewähren. Daß übrigens unsere Zeit von der Nordsee bis nach Wien und von da wieder bis an das Schwarze Meer eine mitten durch den Continent gehende Wasserstraße hergestellt, gereicht ihr jedenfalls zur Ehre und wird von der Nachwelt dankbarer noch als von der Mitwelt anerkannt werden.

Die bayerische Abgeordneten-Kammer hat nach einer den Erörterungen in der sächsischen zweiten Kammer würdig an die Seite zu stellenden Debatte über Censur und Preßfreiheit den Antrag des Abgeordneten, Dr. Schwindel, folgendermaßen genehmigt: „Es möge Sr. Maj. der König auf verfassungsmäßigem Wege gebeten werden: 1) zur Verhütung jeder Willkür im Censur-Verfahren bezüglich der politischen Zeitungen, wie in den Repressiv-Maßregeln hinsichtlich der Druckschriften überhaupt, den Entwurf eines die verfassungsmäßig versprochene Preßfreiheit sichernden Preßgesetzes noch im Laufe gegenwärtiger Ständeversammlung vorlegen zu lassen; schon jetzt aber jedenfalls 2) eine amtliche Veröffentlichung der zum Vollzug der verfassungsmäßigen Bestimmungen über die Censur geltenden allgemeinen Vorschriften veranlassen zu wollen — wobei zugleich die Bitte um eine freisinnige Censurinstruction ausgesprochen wurde —; 3) die bisher bestandene Confiscation von Schriften, die in einem andern Bundesstaate mit obrigkeitlicher Erlaubniß verlegt wurden, in Rücksendung an den auswärtigen Verleger verwandeln zu lassen.“ — Es war bei Gelegenheit dieser Debatte auch von den politischen Gefangenen die Rede, die größtentheils einer Uebereilung in Wort oder Schrift ihre strenge Haft zuzuschreiben haben — wir erinnern in dieser Beziehung nur an den ehemaligen Bürgermeister Behr von Würzburg, sowie an den als Schriftsteller ausgezeichneten Dr. Eisenmann — und die Kammer genehmigte den Antrag des Freiherrn von Thon-Dittmer: „Es möge Sr. Maj. dem Könige gefallen, den wegen Preßvergehen und überhaupt wegen politischer Untersuchungen Verurtheilten vollständige Verzeihung und Begnadigung angedeihen zu lassen.“

Nach den Erklärungen, die der bayerische Regierungs-Commissair und Oberstudienrath, Freiherr von Schrenk, in der Abgeordneten-Kammer ertheilte, sind im Königreiche Bayern während der letzten 6¼ Jahre 165 deutsche Bücher und Flugschriften confiscirt worden. Der Redner führte diese Zahl als einen Beweis an, wie gering im Grunde das Verhältniß der confiscirten zu dem der in Deutschland überhaupt erscheinenden Bücher sei. Uns dünkt jedoch diese Zahl, wenn wir erwägen, daß dies ungeachtet der in ganz Deutschland bestehenden Censur geschehen sei, außerordentlich groß. Wir glauben nicht, daß in den übrigen Bundesstaaten irgendwo so starke Beschlagnahmen stattgefunden; jedenfalls aber wäre es interessant, die Zahl der gesammten Bücher- und Zeitungs-Prohibitionen Deutschlands zu kennen und statistisch vergleichend neben einander zu stellen. Es kommen diese Erscheinungen in unserm Vaterlande vor, wo die Staats- und die Selbst-Censur ohnedies schon dafür sorgen, daß nichts Gefährliches oder auch nur Bedenkliches gedruckt werde. Sollen wir hieraus etwa den Schluß ziehen, daß sich ohne die Censur die Zahl der von Polizei und Gerichts wegen zu verfolgenden Schriften übertrieben vermehren würde? Gewiß nicht — wenn unsere Regierung überhaupt nur mehr Vertrauen zu dem gesunden Sinne des deutschen Volkes hätte, das, wenn ihm gewisse Schriften nicht durch Verbote interessant gemacht werden, ihnen von selbst ihr Urtheil spricht. Wir verweisen in dieser Beziehung auf die deutsche Presse in der Schweiz und in Nord-Amerika. Bekannt ist, wie die erstere eine ihr aus Deutschland zugesandte, von einem ehemaligen preußischen Oberregierungsrath herrührende unsittliche Schrift mit Unwillen zurückgewiesen; allerdings werden dort hin und wieder politische Broschüren einiger deutschen Mißvergnügten gedruckt, aber ist dies nicht eben blos eine Folge der in Deutschland obwaltenden Censurverhältnisse? Und was die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika betrifft, so erscheint dort eine ganz ansehnliche Zahl deutscher Zeitungen, aber diese zeichnen sich insgesammt durch ihre Haltung und ihren Ton vor den in englischer und in französischer Sprache dort publicirten Blättern aus.

Auch in der sächsischen zweiten Kammer ist am 8. Mai die Censur wiederum ein Gegenstand der Controverse gewesen. Ein Theil dieser Versammlung wollte nämlich die im Budget des Ministeriums des Innern ausgeworfene Summe von 3500 Thlr. als Kosten der Verwaltung der Preßpolizei nicht bewilligen, weil dieses Postulat im Widerspruche mit der Verfassung und mit der erst vor Kurzem erfolgten Abstimmung zu Gunsten der Preßfreiheit stehe. Nachdem jedoch selbst ein bekanntes freisinniges Mitglied — Herr v. Thielau — darauf hingewiesen, daß die Kammer sich unmöglich den in dieser Beziehung bestehenden Bundesbeschlüssen entziehen könne, wurde das Postulat von 42 gegen 18 Stimmen bewilligt. Aehnlich erging es am folgenden Tage der in dieser Versammlung zum Vortrag gekommenen Beschwerde des Buchhändlers Otto Wigand und des Dr. Arnold Ruge über die im Januar d. J. erfolgte Unterdrückung der „Deutschen Jahrbücher“, die seitdem durch Bundesbeschluß verboten worden sind. Es wurde von Seiten des Ministeriums geltend gemacht, daß die Herren Wigand und Ruge eine Concession zur Herausgabe der Deutschen Jahrbücher allerdings und zwar auf Widerruf erhalten und angenommen hätten, die Regierung also vollkommen berechtigt gewesen sei, diesen Widerruf zur geeigneten Zeit eintreten zu lassen. Dies erschien der Mehrheit hinreichend, um den Vorwurf zu beseitigen, daß durch das Verbot der Jahrbücher ein Eingriff in das Privateigenthum stattgefunden

habe, und obwohl die Majorität der Kammer-Deputation sich für diese Ansicht ausgesprochen hatte, erklärte sich doch die Versammlung dagegen, vielleicht weil in dem Berichte unterlassen worden war, darauf hinzuweisen, daß die fragliche Concession selbst vielmehr eine aufgedrungene als eine freiwillig nachgesuchte gewesen war.

In Hannover werden die Eisenbahnen seit diesem Frühjahr mit großer Thätigkeit gebaut. Mehre gesetzliche Anordnungen in Bezug auf die Einrichtung einer Regierungs-Eisenbahncasse und auf eine Mitwirkung der Stände durch Commissarien beim Bau sind publicirt worden. Besonders scheint man die Linie nach Harburg fördern zu wollen, um damit der Eisenbahn, die von Hamburg auf dem rechten Elbufer über Lauenburg und Mecklenburg nach Berlin gebaut werden soll, zuvorzukommen.

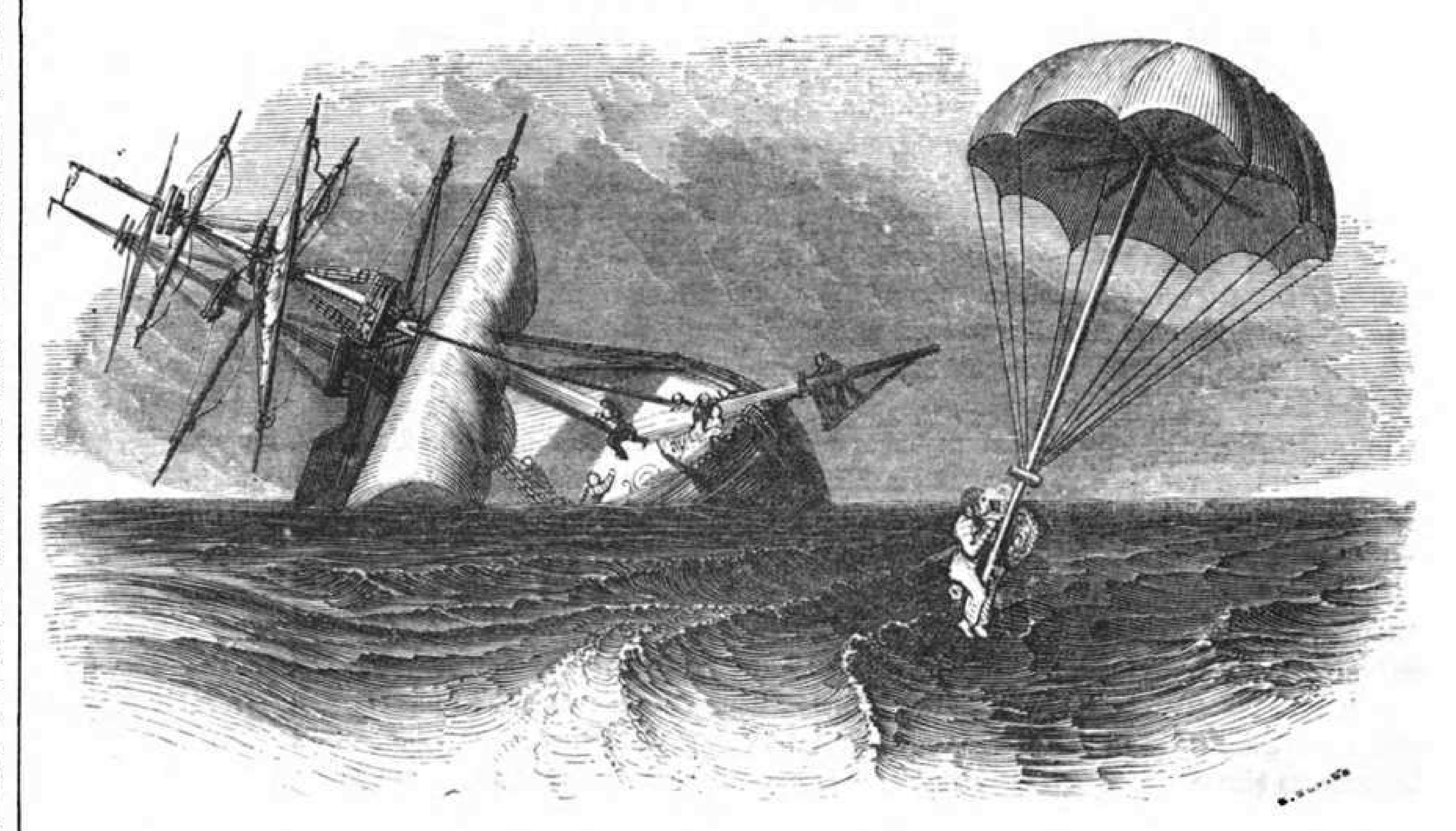
Kürzlich ist auch der bereits seit drei Jahren gegen den Magistrat der Hauptstadt anhängige Prozeß, wegen Beleidigung des Cabinets in einer an den Bundestag gerichtet gewesenen Eingabe, durch Urtheil des Oberappellationsgerichts von Celle entschieden worden. Das Erkenntniß erster Instanz — auf Gefängnißstrafe von einer Woche bis zu zwei Monaten, die durch Geld im Verhältniß von 50 Thlr. für jede Woche abgelöst werden kann — wurde bestätigt, und die Magistratsmitglieder haben sich bereits erklärt, die Geldstrafen zahlen zu wollen. Gleichzeitig trugen dieselben bei dem Könige darauf an, daß die in Folge jenes Prozesses gegen den Stadtdirector Rumann — denselben, welcher als Präsident im Jahre 1837, durch übereilte Aufhebung der Ständeversammlung, Stuve's Protestation gegen die Vertagung unterbrach und die Beseitigung der Verfassung von 1833 erst möglich machte — verordnete Entlassung wieder aufgehoben werde. Inmittelst hatte derselbe mit dem Cabinet sich in besondere Verhandlungen eingelassen und eingewilligt, seine Entlassung mit vollem Gehalt zu nehmen. Dies wurde dem Magistrat auf seinen Antrag eröffnet, und als derselbe, im Einverständniß mit den Vertretern der Bürgerschaft, erklärte, die Uebernahme dieses Gehaltes auf die Stadtcasse, bei der Arbeitsfähigkeit Rumann's, nicht verantworten zu können, bedrohte der König den Magistrat, daß gegen die in Untersuchung befangen gewesenen Mitglieder die Maßregeln zur Anwendung gebracht werden sollten, welche das Landesverfassungsgesetz von 1842 der Regierung gegen „königliche Diener", wegen „gemeiner Verbrechen" gestattet. Vor dieser Drohung wich der Magistrat, ohnehin durch Rumann's Rücktritt in eine schiefe Stellung gerathen, zurück, und unterwarf sich dem Willen des Königs, welcher nun die Pension Rumann's auf die Cabinetscasse unter höchlicher Belobung des Magistrats übernahm und Tags darauf nach England abreiste, um dort seinen Sitz im Oberhause einzunehmen und — der deutsche Souverain — der Königin von England den Eid der Treue und des Gehorsams zu leisten.

Ausland.

Die Meuchelmordsversuche von Wahnwitzigen in England haben in Italien Nachahmung gefunden. In Mailand wurde der Vicekönig des lombardisch-venetianischen Königreichs, Erzherzog Rainer (geb. 1783), als er am 26. April Abends 7 Uhr, in Begleitung eines Kammerherrn, von einem Spaziergang zurückkehrte, unfern von seinem Palast, von einem Lastträger, Namens Sinelli, angefallen, der früher bereits wegen ähnlicher Mordanfälle eine Zeitlang im Irrenhause zugebracht hatte. Der Erzherzog wurde durch ein stumpfes Eisen verletzt, erhielt jedoch eine bloße Quetschung und trat bereits am folgenden Morgen eine Vergnügungsreise zu seiner Tochter, der Kronprinzessin von Sardinien, nach Turin an. Der wahnsinnige Thäter ist, während das zahlreich versammelte Volk seinen Unwillen über diesen Mordversuch zu erkennen gab, festgenommen worden.

Portugal, wo eine Königin von 24 Jahren regiert, hat, seitdem dieselbe die Führung des Zepters selbst übernommen, unleugbar große Fortschritte gemacht. Ist auch die Lage der Finanzen noch immer nichts weniger als glänzend, so ist doch auch in diesem Zweige der Verwaltung schon Manches geschehen, um den Staatscredit zu verbessern und neue Quellen des Nationalreichthums zu eröffnen. Für die Belebung der Industrie, sowie des Acker- und des so überaus wichtigen Weinbaues wird viel gethan, und zwar mit dem augenscheinlichen Bestreben, das Land soviel als möglich von den Fesseln zu befreien, in welchen es von England seit 140 Jahren durch den berüchtigten Methuen-Vertrag geschmiedet ist. Die Verhandlungen über Abschließung eines neuen Handelsvertrags mit Großbritannien sind am 15. April förmlich abgebrochen worden, nachdem Letzteres sich geweigert, den Zugeständnissen Portugals irgend entsprechende Concessionen in seinem Zolltarif zu machen. Im Interesse der pyrenäischen Halbinsel und des übrigen Europa wäre zu wünschen, daß sich Portugal von der Vormundschaft Englands gänzlich losmachen könnte — was freilich die um den Absatz ihres Portweins besorgten Weinbauer nicht leicht zugeben werden — und daß es möglich wäre, einen Zollverein zwischen Spanien und Portugal, die in vielen Beziehungen eben so gleichartige Interessen haben, wie die deutschen Staaten, zu Stande zu bringen. Leider ist jedoch dazu wenig Aussicht vorhanden und vielmehr anzunehmen, daß die Macht der Gewohnheit den Sieg davon tragen und nächstens wieder, wenn auch nur auf drei Jahre, eine neue Verbindung mit England zu Stande kommen werde. Den Verkehr im Innern von Portugal hat die Regierung in neuester Zeit durch die in Uebereinstimmung mit den Kammern beschlossene Errichtung eines das ganze Land umfassenden Straßen-Netzes, sowie durch die Correction des Tajo-Flußbettes, zu heben versucht. Ferner hat sie ihre Aufmerksamkeit jetzt wieder mehr als je den noch erhaltenen Ueberresten der ehemals so reichen und ausgedehnten portugiesischen Colonieen zugewandt, und damit Hand in Hand gehen die Reform-Maßregeln zur Wiederemporbringung der gänzlich in Verfall gerathenen Marine des Staates. Nicht minder ist für die Universität von Coimbra, so wie für größere Verbreitung des Volksunterrichts schon Manches geschehen, und so ist zu hoffen, daß Portugal binnen einigen Jahren unter der Regierung der Königin sich erholt haben werde, wozu, wie wir wohl annehmen dürfen, der deutsche Sinn und die Kenntnisse des Gemahls der Königin, König Ferdinand's — Prinzen von Sachsen-Koburg — nicht wenig beiträgt.

Der Seefallschirm.



So viele Vorschläge auch schon gemacht sind, bei Schiffbruchsfällen Menschenleben zu retten, so wird der menschliche Erfindungsgeist doch nicht müde, neue und bessere zu erdenken, indem er neue Vorrichtungen dafür aussinnt, noch nicht dagewesene Verfahrungsweisen in Anwendung bringt, oder bereits unter andern Umständen erprobte Mittel für jenen Zweck zu benutzen sucht. Letzterer Art ist der Seefallschirm, von dem wir eine sehr lebendige Darstellung in unserm Holzschnitte geben. Er ist neuerlich in England vorgeschlagen, und die Grundsätze, auf die sein Gebrauch, unter Umständen, beruht, sind ganz der Art, daß man zu seiner nützlichen Wirkung Vertrauen fassen kann. In neun Fällen unter zehn finden Schiffbrüche statt, wenn der Wind von der See gegen das Ufer bläst und das Schiff mit unwiderstehlicher Gewalt gegen den gewöhnlich mit Klippen, Dünen oder Untiefen umgebenen Strand treibt, woran es zerschellt oder zum Wrack wird, ehe es sich in sichernde Verbindung mit dem Ufer setzen kann, damit Gut und Menschen gerettet werden. Allgemein ist nun aber die tragende oder in der Luft schwebend haltende Eigenschaft des Fallschirms bekannt. Wer wüßte nicht, daß kühne Luftschiffer sich mit ihm aus großer Höhe von dem Ballon herabgelassen haben und sicher zur Erde gekommen sind? Unter ähnlichen Voraussetzungen sind die Eigenschaften des Fallschirms bei Strandungen zu benutzen, wenn das Ufer unter dem Winde liegt, wenn also der Wind die Richtung gegen das Land hat. Unter andern Umständen ist er nicht anwendbar, weil seine Dienste darin bestehen sollen, daß er durch die Gewalt des ihn forttreibenden Windes einen Menschen mit einem Tau ans Land bringt, vielleicht über die schäumende Brandung hinweg, die selten mit einem Boote vom Schiffe gefahrlos, und sicher zum Ziele führend, zu durchschneiden ist, wenn überhaupt noch ein Boot zur Verfügung steht; noch viel weniger aber ist es in der Regel thunlich, vom Ufer aus dem Schiffe zu Hülfe zu kommen, was die Erfahrung leider in jedem Jahre hundertfältig bestätigt. —

Der Rettungsschirm besteht nun aus einem zähen, kräftigen, hohen Stocke, über den, ähnlich wie bei einem Regenschirme, dichtes und leichtes Segeltuch gespannt ist, was mit Stricken unten an dem Stocke, oder der Stange befestigt ist. Auf einem Querholz sitzt der Mann, welcher das Tau trägt. Der Wind wird den Schirm aufblähen und ihn zum Ufer tragen. —

Briefwechsel mit Allen für Alle.

Herrn G. R. in B. Für die freundschaftliche Theilnahme an unserm Unternehmen den besten Dank; schwieriger ist es, dem Wunsche zu genügen, einen interessanteren und schwungreicheren Text zu geben, denn wir sind bemüht gewesen, mindestens der ersten Forderung zu genügen, und erhalten vielseitig die Versicherung, daß es uns gelungen sei. Die Erzählung, welche Sie abgekürzt wünschen, spricht Andere lebhaft an, und wenn wir noch nichts von besonderm Interesse für B. geben konnten, so liegt dies weder an unsern Wünschen, noch an unsern Bemühungen, sondern an den dortigen Künstlern, die uns, mit einer Ausnahme, noch nichts von Interesse geliefert haben.

Herrn J. L. in B. Der Fackelzug der Kölner in Düsseldorf ist unserer Aufmerksamkeit nicht entgangen; allein hervorgerufen durch eine augenblickliche Aufwallung, kühl aufgenommen und ohne eingreifende Wirkungen, haben wir nicht geglaubt, denselben durch eine künstlerische Darstellung festhalten zu sollen, um so weniger, da Fackelzüge in ganz Deutschland zu bekannt sind, als daß eine Abbildung ein Interesse an sich darbieten könnte; wir werden von unserer Ansicht nur abgehen, wenn sich der Wunsch einer Mehrzahl unserer Abonnenten dafür ausspräche.

Herrn F. B. in L. Sie wünschen kürzere Aufsätze. Nun sollen zwar unsere Aufsätze in der That so kurz als möglich sein, allein sie sollen zugleich die Tagesgeschichte und die Illustrationen für diejenigen näher erläutern, welchen der Wochenbericht und die sonstigen Zeitungsnachrichten nicht genug bieten, und welche eine gründlichere Belehrung über die einzelnen wichtigeren Gegenstände wünschen. Inzwischen wer[illegible] darauf denken, Ihrem Wunsche nachzukommen, ohne di[illegible]rfnisse Anderer aus den Augen zu verlieren.

Den Vielen, welche bei de[illegible]ng des Caumartinschen Prozesses das Portrait der Kathinka Heinefetter vermißt haben, die Nachricht, daß wir uns schon früher die größte Mühe gegeben haben, es zu erlangen, und daß es nachgeliefert werden soll, wenn es irgend beschafft werden kann.

Leipzig, den 29. Juli 1843.

Ein Reisemärchen.

(Fortsetzung.)

Sechstes Capitel.

Eine von des Majors langen Geschichten.

Du denkst vielleicht auch, geliebter Leser, indem Du das vorhergehende Capitel schließest: „Wollen denn diese Herzensergießungen, die höchstens einen Verliebten interessiren können, gar kein Ende nehmen? Da wären mir denn doch des alten Majors alte Geschichten, die zwar Franz zum hundertsten Mal, ich aber wahrscheinlich noch gar nicht gehört habe, weit angenehmer."

Mir scheint, Du hast Recht. Liebende zu sehen, ist allerdings ein Schauspiel für Götter, für Sterbliche aber auf die Dauer zuweilen etwas langweilig. So darf ich denn hoffen, es werde Dir nicht mißfallen, wenn ich Franzens Tagebuch auf eine Weile abbreche und Dir eine von des Majors besagten Geschichten mittheile, wie der gute alte Herr sie im traulichen Kreise am Theetische zu erzählen pflegt, besonders wenn ihn sein Liebling Maria dazu auffordert.



Folgende wahrhafte Historie nun erzählte der alte Herr von Horn an einem Winterabende.

Der Pezhutah Wechaschtah.

Ich war unserem Regimentsarzte auf Java besonders zugethan; er war ein Deutscher, wie ich, hatte als Student eines unglücklichen Duells wegen flüchten müssen und war nach Nordamerika gegangen, um als Arzt ein Unterkommen zu finden. Hier übten aber — nach der Freiheit, welche die amerikanischen Gesetze gewähren, die die medicinische Praxis wie jedes andere Geschäft ansehen, das in einem Freistaate Jeglicher das Recht habe, zu treiben, — so viele Unwissende die ärztliche Wissenschaft aus, daß ihm, dem wirklich Wissenden, nur eine kärgliche Aehrenlese blieb. Er brach daher die angeknüpften Verbindungen in New-York ab und begab sich, theils weil er dort nicht so viele Quacksalber zu finden glaubte, theils aber auch, weil er jung und thatenlustig war, nach jenen Regionen der Vereinigten Staaten, wo die letzten eingebornen Stämme noch ziemlich ungestört ihr Wesen trieben. An Gefahren und Begebenheiten fehlte es ihm nun freilich nicht, aber er wurde auch nicht reicher und kehrte endlich wieder nach New-York zurück, wo ihm durch ein befreundetes Handelshaus der Antrag ward, Arzt auf einem Kauffahrteischiffe zu werden. So kam er nach Batavia, blieb dort, ward bei unserem Regimente angestellt, leistete treffliche Dienste und erwarb sich bald Aller Liebe, denn er war nicht blos ein ausgezeichneter Arzt, sondern auch ein Meister im Erzählen, und daher den wachhabenden Offizieren stets ein sehr willkommener Gesellschafter.

Als wir ihn einst damit neckten, daß die Priester der Heilkunde in Amerika nicht eben in sonderlichem Ansehn stehen könnten, behauptete er dagegen, sie genössen in manchen Regionen der neuen Welt sogar göttliche Verehrung, und erzählte uns nun eine sehr sonderbare Historie, die er einem alten Trapper verdankte, der viel in Berührung mit den Urstämmen Nordamerika's gekommen. Ich gebe sie Euch, meine Lieben, fast ganz mit seinen eignen Worten wieder. Denn er trug dieselbe so lebhaft und anschaulich vor, daß sie sich meinem Gedächtnisse unauslöschlich einprägte, auch habe ich sie wohl zwanzig Mal von ihm gehört, und jedesmal mit demselben Interesse.

Die Sonne — so begann er — sandte ihre mittäglichen Strahlen über die weite Prairie, auf der weder ein Baum, noch ein Strauch, ja nicht einmal ein Grashalm zu sehn war. Tiefer Schnee, nur hier und da durch einen dunklen Klumpen unterbrochen, in welchem das Auge vor dem blendenden Schein nicht zu erkennen vermochte, daß es ein Büffel sei, deckte die Ebene wie ein Ocean von Glanz. Weder Fels, noch Wald und Schlucht gewährten dem Blicke einen Ruhepunkt, und doch übte das Ganze durch seine schauerliche Oede einen mächtigen Eindruck. So öde die Gegend indessen war, sie hatte dennoch ihre Bewohner. Liebe und Haß, Neid und Ehrgeiz weilten selbst in dieser freudlosen Wüste. In dem dort aufgeschlagenen Lager von ledernen Zelten regte sich ein eben so kühnes Herz, ein eben so übermüthiger Stolz und ein nicht minder scharfer und feiner Verstand, wie sie bei Napoleon und Mahomet gefunden wurden und nöthig waren, um diesen die Herrschaft über Millionen zu verleihen.

Hundert kegelförmige lederne Zelte hatten ihre Bewohner herausgelassen, denn die Luft war still und warm, obwohl der Januar noch nicht mehr als die Hälfte seiner Tage zählte. Aber die Zelte waren weder zusammengeschlagen, noch die Hunde aufgezäumt. Die Pferde scharrten ungestört im Schnee, um sich Futter zu suchen. Demungeachtet herrschte große Verwirrung. Kinder schrieen, Frauen schalten, Hunde heulten und Männer sprachen in Tönen, welche verkündeten, daß sie ein Unrecht erlitten hatten, und daß der Beleidiger außer ihrem Bereich sei. Aber der Ausdruck aller dieser kriegerischen Gesichter redete deutlich von nur verschobener Rache.

Binnen wenigen Minuten hatten die Weiber den Schnee von einer großen kreisförmigen Stelle weggeschafft, und ein kleines Feuer in der Mitte angezündet. Die Pfeife ging von Mund zu Mund, und die schwarzbraunen Krieger verhandelten über zwei wichtige Fragen: Wer die Hälfte der dem Lager gehörigen Pferde während der Nacht gestohlen habe, und was man hinsichtlich der Diebe thun wolle.

Die ausgesandten Späher erklärten, der Schnee sei während der Nacht so dicht gefallen, daß es ihnen unmöglich gewesen, auch nur die mindeste Spur aufzufinden. Schon war die Versammlung im Begriff auseinanderzugehen, ungewiß, ob sie die Pawnis, die Tschippewäer oder die Assinneboins des Raubes anklagen solle, aber entschlossen, jeden dieser Stämme auf blutige Weise zur Rechenschaft zu ziehen: da kam ein neuer Späher und bat um Gehör. Der Inhalt seines Berichtes erregte nicht geringes Erstaunen. Er war weiter geeilt, als die Uebrigen und bis zu einem Platze gekommen, wo die Diebe Halt gemacht. Unter den Bäumen hatte er einige von ihren Fußstapfen entdeckt und sich überzeugt, daß es weiße Männer gewesen seien. Als Bestätigung seiner Aussage zeigte er ein von ihnen dort zurückgelassenes Beil vor mit einem geschnitzten Stiel und von ganz anderer Form, als diejenigen, deren sich die Indianer zu bedienen pflegten. Seine Zuhörer waren vor Ueberraschung außer sich. Ein weißer Mann ein Pferd stehlen! Sie, die den Pferdediebstahl, dies lobenswerthe Geschäft, immer für eine Sünde ausgegeben hatten, waren nun endlich auch zur Erkenntniß gekommen, und es schien die höchste Zeit, etwas dagegen zu thun, sonst würden sie bald eben so weit sein, als die Dahcotahs — so hieß diese Horde — selbst. Und dann — daß die wenigen Einwohner des kleinen Dorfes Pembina, die sie eben so leicht vernichten konnten, wie ein Knabe ein Ei zerdrückt, es wagen sollten, Feindseligkeiten zu unternehmen, oder mit ihnen auf eine andere Weise Krieg zu führen, als durch Lug und Betrug! — Wer hatte je so etwas gehört?!

Ein wildblickender Krieger sprang augenblicklich auf und schlug vor, daß alle streitbaren Männer des Lagers sogleich nach Pembina ziehen, das Dorf verbrennen und dessen Bewohner tödten und skalpiren sollten. Obwohl er sehr ausführlich darthat, daß das höchst ehrenvoll und zu gleicher Zeit sehr einträglich sein würde, so erforderte es doch reifliche Ueberlegung. Der Schnee lag zu hoch, die Zufuhr von Büffelfleisch war außergewöhnlich ungewiß und außerdem der Angriff eines Forts mit Kanonen, obgleich dies Fort nur ein Pfahlwerk, nicht ohne Gefahr. Obendrein könnte es dem Handel schaden und vielleicht würden dann einige Hundert von den halbbürtigen Jägern auf die Seite der Weißen treten. Die Stimmen waren getheilt, und man machte daher den Vorschlag, zu dem Pezhutah Wechaschtah oder Arznei-Mann zu schicken.

Ich muß hier anführen — pflegte der Doctor bei dieser Stelle seiner Erzählung einzuschieben — daß unter den Indianern die Heilkunst und die Zauberkunst eng mit einander verbunden sind. Der Arzt macht und verordnet seine Medicin mit abergläubischen Gebräuchen und Beschwörungen. Gott ist nicht das einzige Wesen, das der Wilde in den Wolken sieht und im Rauschen des Windes hört. Seine Phantasie bevölkert Erde, Wasser, Luft und die meisten leblosen Gegenstände mit unsichtbaren und unfühlbaren Gestalten, vor denen er sich fürchtet und die daher nicht selten eine große Gewalt auf ihn ausüben. Jedes Ding, das bei einer Krankheit wirkt, alles Uebernatürliche, kurz Alles, was er nicht begreift, ist für ihn — eine Arzenei.

Hier neckten wir den Doctor gewöhnlich mit der Bemerkung, daß auch den Aerzten der weißen Männer viele Arzeneien Arzenei sein möchten im indianischen Sinne; denn sie wendeten dieselben sehr oft auf das Gerathewohl an und wären dann hinterher eben so über die unerwartete Wirkung erstaunt, wie ein Tschippewäer oder Dahcotah. Er ließ sich aber nie durch unsere Sarkasmen irre machen, sondern nahm ruhig den Faden seiner Geschichte wieder auf, ohne uns weiter etwas zu erwidern.

Während diese Berathung vor sich ging, hatte der Pezhutah Wechaschtah mittlerweile mit seinen eigenen finsteren Gedanken Rath gepflogen in seinem Zelte, welches das geräumigste des ganzen Lagers war. Nur ihm allein war es gestattet, durch die Thür in den heiligen Raum zu treten. Alle Anderen, welche eine Veranlassung dahin führte, sogar seine Weiber, mußten zum Zeichen der Ehrfurcht unter dem Saume des Zeltes durchkriechen. Selbst der Häuptling des Stammes würde ohne ausdrückliche Erlaubniß nicht gewagt haben, sich auf eine andere Weise hinein zu begeben. Auf der Außenseite und inwendig war das Zelt mit seltsamen Gestalten, scheußlicher als die Löwen und Drachen auf den Wappenschilden, bemalt; vor der Thür wehte ein weißes Fähnlein mit einer rohen Nachbildung

eines menschlichen Gerippes. Hier, sich an seinen Arzneisack lehnend, ruhte der berühmte und gefürchtete Arznei-Mann der Dahcotahs, aus einer 4 Fuß langen Pfeife rauchend, deren Rohr mit einem Haarbüschel geziert war, der noch vor gar nicht langer Zeit das Haupt eines Tschippewäers geschmückt hatte.

Der Pezhutah Wechaschtah war keineswegs eine jener alten verwitterten Figuren, wie man sie sich bei dem Worte Zauberer vorzustellen pflegt. Von fast riesenhaftem Wuchse, zeigten sich seine Glieder doch im vollkommensten Ebenmaße, und seine Bewegungen und sein Ausdruck waren nicht ohne Anmuth, ja zu Zeiten selbst würdig und edel. Seine breite hohe Stirn verkündete Gedankenreichthum, und seine Adlernase Kühnheit der Gesinnung. Alle Indianer erfreuen sich guter Augen, die seinigen aber hätten den Basilisk blenden können. Der untere Theil seines Gesichtes zeigte sich mehr als gewöhnlich ausgebildet und gab dem Ganzen zugleich einen sinnlichen und verwegenen Charakter. Ein Europäer würde sein Alter auf dreißig Jahre geschätzt haben; ein Indianer oder Jemand, der viel Verkehr mit Indianern gehabt, hätte ihm zehn Jahre mehr gegeben.

Das Innere des Zeltes ließ eben nicht auf die Wohnung eines Priesters schließen. Es enthielt seine Flinte, seine Lanze und seinen Schild, sowie mehre Bogen, welche außer ihm nur sehr wenige Arme zu spannen vermochten, und eben so viele Köcher mit Pfeilen, die dem Schwarzfuß wie dem Büffel gewissen Tod brachten; denn der Arznei-Mann war, wenn ihn die Lust dazu anwandelte, ein eben so gewiegter Jäger und Krieger, wie ein furchtbarer Zauberer. Pferdegeschirr, reiche Felle und eine Menge von Küchenwerkzeugen bildeten das übrige Geräth des Zeltes. — Er ging nicht häufig auf die Jagd. Furcht und Verehrung versorgten ihn mit den ausgesuchtesten Bissen. Eben so wenig schwang er seine Waffen oft im Kriege; es machte ihm keine Freude, Nebenbuhler zu haben, die ihn vielleicht ausstechen konnten, und Andere übertreffen wollte er selbst nicht, um keinen Neid zu erregen. Um geringen Erfolg war ihm noch minder zu thun, und er verschmähte daher, einen arglosen Feind aus dem Hinterhalte zu tödten, oder ein hülfloses Weib mit seinem Säuglinge niederzumetzeln. Menschlichkeit machte ihn nicht so edel, sondern Stolz. Selten sprach er im versammelten Rathe, noch seltener in traulicher Unterhaltung. Er entzog sich so viel wie möglich allem Umgange und blieb allein in seinem Zelte, denn seine rohe Klugheit lehrte ihm, daß vertrauliche Berührung leicht Geringschätzung zur Folge hat. Der Name Häuptling, Krieger, Jäger war ihm etwas Gleichgültiges; zog er jedoch in das Feld, so ruhte das Verderben im Laufe seines Feuerrohrs oder auf der Spitze seiner Lanze, und die Andern Alle gehorchten ihm, wie nie wieder einem Führer, weder vor noch nach seiner Zeit.

Bei dieser Schilderung unterbrach der erste Lieutenant, der, wie er sich rühmte, in Leyden Humaniora studirt, aber wie wir behaupteten, nicht sonderlich viel profitirt haben möchte, unsern Freund und Arzt meist mit dem Ausrufe: „Superb, Doctor! Das ist ein echt historischer Styl. Tacitus selbst hätte Euern Helden nicht kürzer und prägnanter darstellen können.“ — Dann antwortete der Heilkundige ihm jedes Mal vornehm: „Wer wirklich viel erlebt hat, hat sich auch gewöhnt, mit Wenigem Viel zu sagen,“ und fuhr darauf, ohne sich irren zu lassen, fort wie folgt.

In dem zarten Alter von zwölf Jahren war der Arznei-Mann von den Tschippewäern gefangen genommen worden, die ihn an einen Kaufmann in der Hudsons-Bai verkauft hatten, der ihn mit sich nach Montreal nahm und dort an einen katholischen Priester verhandelte. Dieser, der einer Mission angehörte, gab sich große Mühe, den jungen Wilden zu bekehren, und brachte ihn auch dahin, sich taufen zu lassen. Während der fünf Jahre seines Aufenthaltes in Montreal machte der Proselyt auch recht hübsche Fortschritte in anderen Wissenschaften, aber naturam expellas furca, wie schon Horaz sagt …

„Tamen usque“, unterbrach ihn ergänzend der Lieutenant.

Der Doctor hörte nicht darauf, sondern erzählte weiter: Eines Morgens fand man einen Mitschüler des Indianers steif und starr vor der Thürschwelle, wo er wahrscheinlich schon mehre Stunden so gelegen, mit einem Dolchstoß im Herzen und sein vermuthlicher Mörder war verschwunden. Vier Wochen später tauchte dieser Letztere plötzlich zweihundert Meilen davon, bei seinem Stamme wieder auf, alle Gewohnheiten der Civilisation von sich auf immer abstreifend. Nachdem er bald darauf einen Feind getödtet und skalpirt, und eine Sonnenfinsterniß vorhergesagt, erhielt er den Ruf eines eben so tapferen Mannes als bedeutenden Zauberers, und wurde ein Mitglied der großen Arzenei seines Stammes. Er prophezeite nun auch den Tod mehrer Leute, die ihm im Wege standen, und als dieser sich wirklich ereignete, so wurde es allgemein für gewiß angenommen, daß er in genauer Verbindung mit unsichtbaren Mächten stehe. Selbst die Zweifler wurden von ihrem Unglauben bekehrt durch folgendes merkwürdige Ereigniß. Ein großer Haufe Indianer war bei dem Angriffe eines Forts, das von den Weißen sehr tapfer vertheidigt wurde. Unter den Dahcotahs befand sich auch der Pezhutah Wechaschtah, den eine kleine Kugel aus einer Büchse gerade vor der Stirn traf. Da er in demselben Augenblicke in die Höhe blickte, so glitt die Kugel unter dem Skalp rund herum und kam hinten an seinem Kopfe wieder heraus. —

— Hier unterbrachen wir den Doctor sehr ungläubig, worauf er sich dann jedesmal eine neue Pfeife von seinem Burschen bringen ließ, und uns an dessen Schädel nachwies, daß diesem gerade dasselbe widerfahren, und also die Sache, wie wir zu unserer Beschämung gestehen mußten, nicht so ganz unglaublich sei. Dann, nachdem er die Pfeife in Brand gesteckt und den Soldaten entlassen, nahm er den Faden seiner Geschichte wieder auf mit den Worten:

Das lange Haar des Wilden verbarg den Weg, den die Kugel genommen, und er rühmte sich seit dieser Zeit stets, er sei fest gegen Blei und Stahl, ohne daß ihm Jemand zu widersprechen wagte. Die Indianer hatten gesehen, wie ihn die Kugel getroffen, und doch war er stehen geblieben, als habe sie ihn nicht berührt. Einige glückliche Curen und einige Kunststücke, wie z. B. daß er die Hand in heißes Wasser steckte, ohne sie zu verbrennen, die stärksten Fesseln ohne fremde Hülfe von sich abstreifte und dergleichen mehr, verschafften ihm eine fast despotische Gewalt über seine Stammgenossen. Obendrein begünstigte ihn noch das Glück. So traf es sich unter Anderem, daß ein amerikanischer Kaufmann entsetzlich an einem Geschwür im Halse litt, seit drei Tagen nicht mehr hatte schlucken können und den gewissen Tod vor Augen sah. Da alle anderen Mittel nicht anschlugen, so wurde endlich der indianische Arznei-Mann geholt, obgleich der Kranke nicht das mindeste Vertrauen zu ihm hatte. Dieser kam, verrichtete erst einige magische Ceremonien und begann dann einen Zaubertanz, bei welchem er so seltsame Capriolen machte und so gräulich sein Gesicht verzerrte, daß der Patient, trotz dem daß er in den letzten Zügen lag, laut auflachen mußte. Durch diese Anstrengung barst das Geschwür und der Amerikaner war gerettet, stand auf und ging geheilt fort. Die Rothhäute waren natürlich nicht wenig entzückt von dem Siege, den ihr großer Pezhutah Wechaschtah über die weißen Aerzte davongetragen.

So war der Mann beschaffen, von dem ich erzählte, daß er allein in seinem Zelte saß, während die Uebrigen eine Rathsversammlung hielten. Das tiefe Nachdenken, in das er versunken war, wurde durch drei Schläge an die Außenwand seines Zeltes unterbrochen. Gleich darauf kroch eine junge, ziemlich hübsche Squaw herein und stellte sich dann gerade vor ihm hin mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen.

„Vater!“ sagte sie, „die Diebe sind entdeckt und mein Gatte ist zurückgekehrt.“

„Fürchte Nichts,“ entgegnete der Magier; „Du hast dem großen Geiste gehorcht, und brauchst weder Dich zu ängstigen, noch zu schämen. Du stehst unter seinem Schutz. Meinst Du, ich bedurfte der langsamen Kunde Deines Mannes, um ihnen zu sagen, wohin ihre Pferde gebracht wurden? Lange bevor ich Dich weckte, war es mir schon offenbart worden.“

„Warum ließest Du sie denn nicht ein und benachrichtigtest sie davon, Vater?“

„Still, Weib! Frage nicht nach Dingen, die Du nicht begreifen kannst. — Kannst Du wissen, ob es nicht Deinetwegen geschah?“

Die Squaw schwieg verlegen und zog dann nach einer Pause unter ihrem Kleide das Beil hervor, das die Diebe verloren hatten. Darauf sagte sie schüchtern: „Vater, die Diebe ließen dies zurück, und ein großer Theil des Stammes mit dem Häuptling an der Spitze will nach Pembina, um das erlittene Unrecht zu vergelten.“

„Das dürfen sie nicht,“ entgegnete er, „der große Geist verbietet es, denn die Hüte von Pembina haben die Pferde nicht. Wohl weiß ich, wessen das Beil ist. Aber warum weinst Du, thörichtes Weib?“

„Die Hüte von Pembina, wer ist denn das?“ unterbrach der Lieutenant hier boshaft den Erzähler. „Können denn Hüte Pferde stehlen?“

„Die Rothhäute nennen die Weißen Hüte, weil sie diese Kopfbedeckung tragen, an die sich die Wilden nie gewöhnen werden,“ entgegnete der Doctor verdrießlich, denn ihm war wohlbekannt, daß der Lieutenant recht gut wußte, was damit gemeint sei.

„Nun, was antwortete denn die Squaw?“ fragte ich gespannt.

Sie antwortete: „Ich bin deinetwillen in Angst.“

Der Arznei-Mann lachte, statt aller Erwiederung, laut.

„Lache nicht,“ sagte sie, „ich bin nur ein schwaches, unwissendes Weib, aber ich spreche nicht mit einer gespaltenen Zunge. Du weißt, daß mein Mann und seine beiden Brüder Dir stets sich feindlich entgegenstellten und Deine Weisheit verhöhnen. Ja, mein Gatte hat sogar gedroht, sowie Du ihm widersprächest im Rathe, wolle er einmal versuchen, ob Du wirklich unverwundbar seist. Er hat sich für den Krieg erklärt und sagt, daß, wenn ihm Niemand nach Pembina folgen wolle, so gehe er allein hin und hole dort einen Skalp.“

„Geh!“ sagte der Pezhutah Wechaschtah verächtlich; „der Schnee ist tief und er wird sich kalte Füße holen. Ich will ihm Mokkassins zu seiner Reise geben.“ Er holte nun ein Paar Mokkassins und Socken aus einem Sacke hervor und reichte dieselben dem Weibe hin. „Wenn er sich rüstet, nach Pembina zu gehen, so gieb sie ihm, jedoch nicht früher. Auch gieb sie keinem Andern, so lieb Dir Dein Leben ist, und laß Niemand erfahren, daß Du sie von mir bekamst. Nun, fürchtest Du Dich noch immer und wähnst Du, daß die Geister, die mir unterthänig sind, ihm gestatten werden, mir ein Leid anzuthun?“

„Ich weiß, daß mein Vater weise und furchtbar ist,“ erwiederte die Squaw, „aber dennoch ängstige ich mich um seinetwillen. — Das ist es auch nicht — aber — sie sagen — sie sagen — mein Vater werde sich mit der Tochter des Häuptlings vermählen, obwohl diese mit dem Bruder meines Mannes verlobt ist.“

„Laß Dich das nicht kümmern,“ versetzte er, „ich muß viele Frauen haben, um meine Hände zu kräftigen, aber Du bist allein die, die ich liebe. Trockne Deine Thränen und gieb wohl Acht. Heute wird Dein Mann sein Gewehr auf mich abdrücken, vielleicht sogar zwei Mal. Nimm diese Kugel. Geh nach Deiner Wohnung, zieh die Kugel aus seinem Gewehr heraus und lade es mit dieser. Schießt er dann zum zweiten Male, so gieb ihm diese andere Kugel. Hüte Dich, sie zu verwechseln. Und nun geh! Du hast hier schon zu lange verweilt. Lispelst Du nur, was wir hier mit einander sprachen, so erstarrt Dir die Zunge im Munde. Geh!“

Die Squaw entfernte sich und er, von dem es mit Recht heißen konnte, daß er nie eines Mannes in seinem Zorn, noch eines Weibes in seiner Lust schonte, begab sich nach der Rathsversammlung. Er ging unterwegs an den zu ihm gesandten Boten vorüber, ohne sie anzuhören und trat mitten in den Kreis. Sein Gewand von den starken Schultern werfend, begann er also seine Rede:

„Der große Geist redet durch meinen Mund und die Geister der Luft, der Erde und des Wassers regen sich in mir. Geht nicht nach Pembina! Eine schwarze Wolke hängt über dem Wege, und die Erde thut sich auf am Ende desselben. In der Finsterniß der Nacht stand ein Geist neben mir und zeigte nach Norden. Ich schaute hin und unsere Pferde waren nicht bei unsern englischen Brüdern. Er zeigte nach Mittag und ich sah sie. Siehe, mehr denn zwanzig Lange-Messer trieben unser Vieh vor sich hin. Der Geist verschwand und meine Augen schlossen sich. Der mitternächtliche Fuß ist von Blei; der Adler des Krieges schreit, aber sein Hunger muß nicht gestillt werden. Hunger weilt im Lande — fernhin streift der Büffel — kein Pulver, keine Flinten, keine Decken! — Die bösen Geister knirschen mit den Zähnen — Männer fallen — Kanonen donnern — Weiber und Kinder jammern —“

So redete er eine Viertelstunde lang mit wahnsinnigen Geberden und der Schaum stand ihm vor dem Munde — jedes Wort war eine dunkle Anspielung auf die zu befürchtenden übeln Folgen eines Zuges nach Pembina. Zuletzt fiel er wie ohnmächtig hin.

„Er hat sein Zelt drei Tage lang nicht verlassen und mit Niemand gesprochen,“ bemerkte ein Indianer, „und doch weiß er das Geschehene und wer es gethan hat.“

„Seht!“ rief ein Anderer, „er hat das Beil, das der schwarze Falke mitbrachte. — Eben lag es noch bei dem Feuer der Rathsversammlung und Niemand hat es berührt.“

Der schwarze Falke stand auf und sagte seine Meinung klar und einfach: „So thöricht sie sonst auch sein mögen, so sind die Männer mit Hüten doch in einigen Dingen weiser, als wir. Sie lachen über Geister und das thu' ich auch. Ich habe nie einen Geist gesehen. Nie that je ein Geist mir Böses, noch Gutes, und ich glaube auch nicht, daß sie es können, denn der große Geist selbst ist zu wohlwollend, um seine Geschöpfe zu quälen, die so schon genug leiden müssen. Unser Vater vermag sich selbst los zu machen, wenn er ge-

bunden ist, und seine Hand in kochend heißes Wasser zu stecken und unverletzt herauszuziehen; das kann ich aber auch, obgleich kein Geist mir beisteht. Der Geist, der aus ihm geredet hat, ist entweder ein Traumgebilde, oder ein Lügner. Er hat ihm verkündet, daß die Langen-Messer und nicht die Leute von Pembina unsere Pferde gestohlen haben. Wer soll das glauben! Pembina ist nur eine Tagereise und die Langen-Messer sind vierzig Nächte von uns entfernt. Wir selbst gehen nie so weit, um Pferde zu stehlen. Aber unser Vater hat reiche Geschenke gern und das Volk aus Mitternacht verehrte ihm viele. Ohne Zweifel war es einer von ihren Geistern, der ihm zuflüsterte, diese große Schmach ungerächt zu lassen, und unsere Weiber und Kinder müssen verhungern, damit nur sein Bauch gefüllt und sein Rücken bedeckt werde. Das soll nicht sein. Ich will nach Pembina, und gehe ich allein und bekomme ich nicht einige Vergeltung für die drei mir gestohlenen Pferde, so will ich meinen Leib da lassen. Unser Vater ist weiser, als ich, und kann viele Dinge vorhersehen eben so richtig, wie ich sagen kann, wann es regnen wird und wann trockenes Wetter eintritt. Er sagt, eine Kugel könne seinen Kopf nicht verletzen. Vielleicht laden die Langen-Messer ihre Gewehre nicht stark, aber wenn —"

Hier wurde der kühne Redner unterbrochen, und da seine Ansichten weit über die Begriffe der Mehrzahl seiner Hörer hinausgingen, so erregten seine Worte allgemeines Mißfallen. Langsam und schwerfällig hatte der Pezhutah Wechaschtah sich aufgerichtet, als er den schwarzen Falken unterbrach. „Warte," rief er, „die Wolke, die meinen Geist umnachtete, ist fortgezogen, aber der Blitz, der ihn erhellte, flammt noch. Der lügnerische Geist, der mir sagte, wohin die Pferde gebracht wurden, hat mir auch gesagt, was Du im Begriff standest, vorzubringen. Du wolltest mich auffordern, mich Deinem Schusse preiszugeben und dadurch beweisen, daß der große Geist nicht über mich wacht. Ich weiß, warum Du meinen Tod suchest, aber obwohl Dein Herz schwach ist und Du betrogen, fordere mich nicht zu dem Versuche auf."

„Ich fordere Dich dazu auf," entgegnete der schwarze Falke hartnäckig.

„Es sei denn," erwiederte der Magier, und sich zu dem Weibe seines Gegners mit einem Blicke des Einverständnisses wendend, befahl er ihm, seines Gatten Gewehr zu holen.

„Es war heute Morgen scharf geladen," sagte der Krieger, „und wenn die Kugel ihn nicht verwundet, so sind meine Hand und meine Augen nicht besser, als die einer alten Frau."

Sein Weib reichte ihm das Gewehr, und nur zwanzig Schritte weit von dem Laufe desselben bot ihm der Zauberer seine breite Brust offen dar. Alle Ermahnungen der Anderen fruchteten Nichts; der Pezhutah Wechaschtah stand unbeweglich und der schwarze Falke prüfte sorgfältig das Schloß seiner Flinte. Langsam schlug er an und zielte; der Zauberer stand noch immer fest wie ein Fels. Nun drückte Jener ab, deutlich hörte man das Pfeifen der Kugel durch die Prairie, aber der Zauberer blieb aufrecht stehen, unberührt und ohne eine Miene zu verziehen. Ein allgemeiner Schrei des Erstaunens und der Bewunderung drang zum Himmel empor.

„Da ist irgend ein Kunstgriff im Spiel," sagte der schwarze Falke tief gedemüthigt. „Hat mein Auge seine Schärfe oder meine Hand ihre Sicherheit verloren? Wir werden sehn."

Bei diesen Worten wandte er sich zu seinem Weibe, das neben ihm stand, sein Pulverhorn und seinen Beutel mit Kugeln haltend, und ließ sich eine andere Kugel geben, die er in seine Flinte lud. Dann scharrte er einen Haufen Schnee zusammen, gerade da, wo der Arznei-Mann gestanden, steckte die Schaufel hinein, schoß und traf das Ziel.

„Seht," sagte der Pezhutah Wechaschtah, „das todte Holz blutet über Deine Ruchlosigkeit."

So war es wirklich. Die Kugel war abgeprallt und hatte einen dunklen rothen Flecken zurückgelassen. Alle Anwesenden verstummten vor Erstaunen. — „Giebst Du nun Deine Absicht auf, nach Pembina zu gehn?" fragte der Magier.

„Ich habe es gesagt und ich werde gehn," erwiederte Jener.

„Der Fuß, der diese Straße wandelt, kehrt nicht wieder. Der Geist, der niemals lügt, hat es gesagt," versetzte der Zauberer.

„So wird er auch gesagt haben, daß ich bereit bin und entschlossen, mein Leben zu wagen," antwortete der Krieger, der nun sein Antlitz mit Ruß schwärzte, seine Waffen ordnete, andere Mokkassins anlegte und fortzog, seinen Todtengesang singend, denn er ahnete doch, daß er zum letzten Male den Pfad des Krieges wandle. Wenige Tage nachher fand man ihn in einem Walde. Seine Beine waren furchtbar geschwollen und sein ganzer Körper purpurroth. Der Frost hatte sichtbar die gänzliche Zersetzung verhindert.

Der Frühling näherte sich und es war dem Pezhutah Wechaschtah noch nicht gelungen, sich mit der Tochter des Häuptlings zu vermählen, „denn," sagte der alte Vater, „sie ist mit Dahkinkiah verlobt und er erklärt, es würde mein Tod sein, wenn ich sie einem Anderen gäbe. Er ist das Ebenbild seines Bruders, des schwarzen Falken, und er hält sein Wort. Ich möchte Dir rathen, Dich vor ihm zu hüten; er betrachtet Dich als die Ursache von seines Bruders Tode, und Du thust wohl, wenn Du ihn nicht reizest." So wich er der furchtbaren Verwandtschaft aus, obwohl des Pezhutah Wechaschtah Ansehen noch gestiegen war durch die Entdeckung, daß eine Gesellschaft Amerikaner die Pferde gestohlen hatte. Diese hatten Hornvieh durch die Prairies von Charenton am Missouri nach Pembina getrieben und auf ihrem Rückwege sich der Pferde als einer guten Beute bemächtigt. Wie der Arznei-Mann dahinter gekommen und auf welche Weise er durch die Mokkassins dem schwarzen Falken den Untergang bereitet, das mögen seine Geister wissen. Sein Stamm sah nur den Zauberer in ihm.

Auf seinen einsamen Streifzügen traf der Arznei-Mann einst einen dritten Bruder des schwarzen Falken, der den ganzen Winter bei den Sioux am Mississippi zugebracht hatte und nun zu den Seinigen zurückkehrte. Der Pezhutah Wechaschtah war der Erste, den er von seinem Stamme sprach. Nach einer kurzen, aber wichtigen Unterredung wandte sich der Jüngling, um seinen Weg fortzusetzen, als der Magier ihm verrätherisch einen Schuß nachsandte, der ihn auf der Stelle tödtete. Der Schiannefluß hatte seine Ufer damals überschwemmt und wälzte große Eisschollen mit sich, von denen die stärksten Bäume umgerissen und fortgetrieben wurden. Der Zauberer warf den Leichnam des Ermordeten in den wüthenden Strom, und dieser war bald zwischen dem Eise zermalmt.

Bald nachher hatte der Pezhutah Wechaschtah eine seiner regelmäßigen Visionen, in der er das gänzliche Erlöschen von des schwarzen Falken Geschlechte prophezeite und darauf hindeutete, daß dem Häuptling des Stammes mit den Seinen dasselbe Unglück drohe, wenn dem Willen des großen Geistes nicht augenblicklich Folge geleistet würde. Der alte Häuptling war dadurch sehr geängstigt und wußte sich nicht zu helfen. In der einen Schale der Wage lagen Dakinkiah's Zorn, seiner Tochter Neigung und sein eigenes Versprechen — in der anderen abergläubische Furcht, Drohungen und Geschenke. — Endlich suchte er in seiner Noth den Magier auf.

„Ich möchte Dir meine Tochter geben," sagte er, „aber wahrlich, ich wage es nicht. Obwohl ich alt bin, ist mir doch das Leben lieb, und meine Tage würden gezählt sein, wenn ich das Geschlecht des schwarzen Falken absichtlich beleidigte. Du hast selbst ausgesprochen, es sei der Wille des großen Geistes, daß Du Dich mit meiner Tochter vermählest. Nun gieb mir einen solchen Beweis des göttlichen Willens, daß der ganze Stamm Wehe über den schreit, der ihm zuwiderhandelt."

„Wenn ich das thue, wirst Du mir dann Folge leisten?"

Der Häuptling versicherte es auf das Bestimmteste.

Noch an demselben Abende versammelten sich die Aeltesten des Stammes in dem Zelte des Pezhutah Wechaschtah. Sein Nebenbuhler war auch gegenwärtig. Die Pfeife ging rund. Dann stand der Magier auf und sagte:

„Dieser alte Mann hat von mir einen offenbaren und sicheren Beweis gefordert, daß die Vermählung seiner Tochter mit mir des großen Geistes ausdrücklicher Wille sei. Wenn ich ihm einen solchen Beweis gebe, wollt Ihr dann sämmtlich einwilligen, daß sie mein Weib werde?"

Alle willigten unter dieser Bedingung ein.

„So hört. Ihr wißt, daß ich seit langen Jahren nicht in der unteren Gegend war, sowie, daß seit drei Vierteljahren Niemand von dort her zu uns kam. Wenn ich Euch sage, was sich dort an einer besondern Stelle findet, werdet Ihr mit solchem Beweise zufrieden sein?"

Alle stimmten bei und der Liebhaber fügte hinzu: „Ja, denn das ist unmöglich!"

„Wohl denn, so nennt die Stelle."

Dies wurde abgelehnt, da Keiner von ihnen die Gegend hinlänglich kannte.

„So muß ich also den Ort selbst bezeichnen. Sechs Schritte nach Mitternacht von der Stelle, wo der zweite Bach den Weg durchschneidet durch das freie Holz, wenn Ihr von der Prairie der Pfeile kommt, steht eine hohle Eiche. Sendet einen Boten hin; er wird in dem Stamme eine Decke, einige Pfeile, ein Pulverhorn und noch mehreres Andere finden." Er bezeichnete nun noch die einzelnen Stücke näher und Dahkinkiah selbst gestand, daß, wenn sich das Alles genau so verhalte, dies vollkommen genüge.

Ein Bote wurde dahin abgesandt und kehrte binnen vier Wochen mit den Sachen, die er sämmtlich an der bezeichneten Stelle gefunden, zurück. Jetzt stand der Hochzeit Nichts mehr im Wege. Die Gäste wurden eingeladen und die Jungfrau begab sich, nach der Sitte der Squaws, in den einsamen Wald, um zu weinen und auf immer von ihrem früheren Geliebten Abschied zu nehmen.

„Er muß einen Geist haben, der ihm dienstbar ist," sagte die trostlose Braut.

„Es muß ein böser Geist sein," entgegnete der Krieger; „denn nie hörte ich, daß er Jemandem Gutes gethan. Es würde ein großes Glück sein, wenn man ihn aus unserem Stamme vertriebe."

„Wenn es ein böser Geist ist," erwiederte die Jungfrau, „so hat man ihn nur noch mehr zu fürchten."

„Hätte sich mein Bruder vor bösen Menschen oder Geistern gefürchtet," versetzte Dahkinkiah, „so lebte er noch. Es giebt keine Feiglinge in meinem Geschlechte, Wenuna."

Bei diesen Worten trennten sie sich.

Am nächsten Tage fand die Feier Statt. Das Mahl war bereitet und die Pfeife geraucht. Nichts blieb mehr übrig, als die Braut gewaltsam nach dem Zelte des Bräutigams zu bringen. Dies geschah und der Magier folgte alsbald nach.

Als er eintrat, fand er die Tochter des Häuptlings im Dunkeln, aber nicht in der Einsamkeit. Neben ihr stand ihr Geliebter mit gespanntem Bogen, auf dem ein spitzer Pfeil lag. Er erinnerte sich des Versuches, den sein Bruder gemacht und traute dem Schießgewehr nicht. So wie die Gestalt des Pezhutah Wechaschtah den Eingang verdunkelte, flog diesem der Pfeil bis an das Gefieder in die Brust.

In der Nähe stand ein Pferd an einen Baum gebunden. Dahkinkiah schwang sich hinauf, hob die Braut zu sich und war lange in Sicherheit, ehe man des Zauberers Schicksal entdeckte.

Der Verwundete überlebte seine Hochzeitsfeier nur drei Tage und beharrte bis zum letzten Augenblicke dabei, daß er von der Hand des bösen Geistes gefallen sei. Nach seiner eignen Angabe ward er auf ein lebendes Pferd gesetzt und mit diesem auf der Spitze eines Hügels, der weithin die Gegend übersieht, begraben. Noch jetzt wird diese Stelle dem Wanderer gezeigt als das Grab des Arznei-Mannes.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schützenjubelfest und die erste Provinzialliedertafel in Leipzig

vom 4. bis 12. Juni 1843.

Die Leipziger Schützengesellschaft hat am 4., 5., 6. und 7. Juni ihre vierte Säcularfeier festlich begangen. Am 18. Mai, als am Geburtstage unseres geliebten Königs, hatte bereits Vormittags eine ernste Vorfeier Statt gefunden. Sie wurde mit dem von Friedrich Schneider für unsere Universität eigens componirten Te Deum eröffnet, das unter der Direction des Herrn Geißler — desselben, der, bisheriger Organist an der Universitäts- oder Paulinerkirche, Vorsteher des Pauliner Kirchengesangvereins und mehrjähriger Director eines gemischten Gesangvereins, „Orpheus", an Pohlenz's Stelle, den ein auffallend schneller und allgemein beklagter Tod vor Kurzem der Stadt und vorzüglich den Gesangstudirenden entrissen hatte, zum Organisten an der Thomaskirche befördert worden ist — gut und wirksam ausgeführt wurde. Auf den überaus gelungenen Vortrag des genannten Te Deum folgte auf einer zu diesem Behufe im großen Saale des Schützenhauses errichteten, und im Hintergrunde mit der Büste des allverehrten Königs geschmückten Rednerbühne eine geistliche Oration des Archidiakons der Nikolaikirche, M. Fischer's, worauf von der ganzen Versammlung unter Begleitung der Posaunen der Choral: „Nun danket alle Gott" — angestimmt wurde. In einer Festrede trug hierauf der Stadtrath Hr. Dr. Seeburg in glücklicher Auswahl die Hauptmomente der Geschichte unserer Stadt vor, nicht blos in soweit sie von allgemeiner Bedeutung sind, sondern vorzüglich in wie weit sie auf die Geschichte der Schützengilde, wenigstens einen entfernten Einfluß gehabt hatten. Weber's Jubelouvertüre, von dem bekannten Queißer'schen Musikchore sehr gut ausgeführt, beschloß die Vorfeier. — Das viertägige Hauptfest war ausgezeichnet glänzend.

Das von außen und innen prächtig verzierte Schützenhaus, in dessen Hauptsaal die vielen Fahnen der Stadt prangten, hatte am ersten Pfingstfeiertage mit vielen Bürgern der Stadt eine Menge Fremde vereinigt, Abgesandte in- und ausländischer Schützenvereine, welche in Gedichten die Jubelgesellschaft begrüßten oder derselben durch prachtvolle Schützensterne ihren Antheil kund gaben. Unter dem Festmahle ließ unser geliebter König durch den Kreisdirector Dr. v. Falkenstein einen alten goldenen Jagdpokal vom Jahre 1685 mit beigefügtem eigenhändig unterzeichneten Schreiben huldreich überreichen. Die Außenseite des königlichen Pokales verherrlichen außer der Widmungsinschrift noch folgende Strophen:

Wenn echter Bürgersinn sich frei entfaltet
Und Treu' und Einfachheit
Im Bürgerhaus wie im Palaste waltet:
Das ist die gold'ne Zeit.

Drum haltet fest in Eurem Bürgerkreise!
Das ist des Bürgers Ruhm,
Daß er als Vorbild Andern sich erweise
Im guten Bürgerthum.



Der königliche Pokal.

Darauf überreichte der abgeordnete Stadtrath Söhlmann, als Ehrengabe der Stadt, einen silbernen Pokal, von unserm Goldarbeiter Kruhl kunstreich gearbeitet. Auf dem Deckel, in welchen sächsische Münzen aus den denkwürdigsten Zeiten dieser 400 Jahre, von 1443 bis 1843, eingelegt sind, waltet der Schutzheilige Sebastian, und die Rundung des Bechers ist mit Wappen und Schützensinnbildern versehen, dazu die Inschrift:

So oft der Schütz mich führt zum Mund,
Thu' er mit seiner Lippe kund,
Wie hochbeglückt das Vaterland
Im Jahre Drei und vierzig stand!
Sodann geb' er dem Vivat Raum
Auf Leipzig, — Sachsens Lebensbaum!
Wenn ferner noch der Becher winkt,
Mit Fug der Schützen Wohl er trinkt;
Gilt's endlich jedem Ehrenmann,
So trinke Jeder, was er kann!

Daß nun Dankerwiederungen und vielfache Toaste, oft in herrlichen Reden freisinniger Kraft und besonnener Gediegenheit, nicht fehlten, deren manche mit allgemeinem Jubel aufgenommen wurden, Freude und Gesang bis Abends das Mahl verherrlichten, mag nur im Ganzen und Allgemeinen erwähnt werden.

Den zweiten Jubeltag beging man mit einem großen Adlerschießen, das mit Rüstungen gehalten wurde. Abends war glänzender Ball bis an den nächsten Morgen. Am dritten wurde ein stattliches Hirschschießen mit Feuergewehr begonnen und Nachmittags von einem Kinderfeste unter-



Ehrengabe der Stadt Leipzig.

brochen. Der letzte Festtag beendete das Hirschschießen. Die Ehrenpreise bestanden in silbernen Bechern. Abends war großes Concert vom Queißerschen Musikchore. Unter den gut ausgeführten Musiksätzen ist ein für die Jubelgesellschaft eigens componirter und von G. Kunze derselben gewidmeter Festmarsch besonders zu erwähnen. Das von einer außerordentlichen Menge besuchte Gartenconcert wurde bei glänzender Beleuchtung des Gartens und des Schützenhauses gehalten und schloß mit einem schönen Feuerwerke.

In denselben Räumen des Schützenhauses wurde am 10. und 11. d. M. eine große Provinzial-Liedertafel, die erste in Leipzig, gehalten. Der Gedanke, jedes Jahr eine solche Liedertafel zu feiern, ging von Friedrich Schneider aus, welcher auch mit Recht beständiger Director dieses Vereines ist. Die erste Zusammenkunft fand bereits 1832 Statt. Die Städte, welche sich zu einem solchen Jahresfeste, das jetzt seit mehren Jahren in der Regel am Sonnabend und Sonntag nach Pfingsten gefeiert wird, verbunden haben, sind: Barby, Dessau, Halle, Cöthen, Magdeburg und Zerbst. Diese Städte wechselten bisher unter sich. Da nun die ältere Liedertafel Leipzigs mehr oder weniger der Stammverein ist, so wurden die Mitglieder derselben stets zu diesen Festen freundlich eingeladen und gern gesehen. Unterdessen hat sich in unsrer Stadt, die noch außerdem manchen Männergesangverein aufzuweisen hat, eine jüngere Liedertafel gebildet. Mit dieser im Bunde hatten sich nun hier 200 Männer zum Gesange zusammen gefunden, der auch an beiden Festtagen glänzend ausfiel. Der erste Gesang dieses Liedertafelbundes pflegt „Haltet Frau Musica in Ehren" von Rochlitz zu sein, dem gewöhnlich gleich noch „Hoch lebe deutscher Gesang" angeschlossen wird, weil beide Gesänge für einen zahlreichen Männerchor berechnet und sonst ihres Inhaltes wegen dazu trefflich geeignet sind. So war es auch hier. Ein Begrüßungslied der uns besuchenden Liedertafeln war von Dr. Adolf Wendler, einem Mitgliede der älteren Leipziger Liedertafel, gedichtet, und von dem Doctor der Rechte, H. T. Petschke, einem Mitgliede der jüngern Liedertafel, componirt und von den Leipzigern vorgetragen worden. Einen Gegengruß, gedichtet von C. Kretschmann, welcher sich überhaupt um die Provinzialzusammenkünfte sehr verdient gemacht hat, und componirt von Aug. Mühling, brachte die Magdeburger Liedertafel. Chorgesänge und Solo-Quartette von den verschiedensten Meistern und Vereinen wechselten schön und reich, so daß am ersten Abend siebzehn Gesänge meist vortrefflich ausgeführt wurden. Wie viele aber am folgenden Tage, der in der Regel überall noch inniger und fröhlicher sich gestaltet als der erste, gesungen worden sind, mag der Himmel wissen. Zu wenige waren es nicht, aber auch nicht zu viele; es wuchs die Lust und Liebe bis zum Scheiden. Auch unser seit Jahren sehr verschöntes Rosenthal hat nicht wenige dieser Gesänge gehört, unter welchen es wahrhaft meisterliche giebt, die wohl an allen Orten Anklang finden würden und zum Theil schon gefunden haben. Und so war denn wieder eine große, stärkende Gesangslust zu den Erinnerungen gelegt, die für den Verlust der Jugend zu entschädigen bestimmt und vermögend sind. Die nächste Zusammenkunft wird in Dessau gehalten. 96.

Die Burggrafen (Les burgraves), Trilogie in Versen, von Victor Hugo.

Zum ersten Male aufgeführt auf dem Théâtre-Français in Paris.

Seht ihr das schwarze Schloß dort auf der Spitze eines Felsens, wie ein Geiernest schwebend und mit Schießscharten, Zinnen und Fallthoren bewehrt? Es ist das Schloß Heppenhef. Beiläufig gesagt, man kennt in Deutschland wohl schwerlich eine Familie oder ein Schloß Heppenhef; der Name ist ohne Zweifel aus Victor Hugo's Kenntniß des Deutschen hervorgegangen, die so luxuriös ist, daß sie sich sogar bis zum Phantastischen steigert; vielleicht dachte er an den Spottruf Hep! Hep! der auch in Frankreich bei Gelegenheit deutscher Emeuten gegen die Juden bekannt geworden ist, und verwechselte hef mit Hof, daher die seltsame Bildung Heppenhef. Kurz, dieses Schloß gehört einer alten Familie von Burggrafen. Die Herren dieser Burg



Beauvallet in der Rolle des Hiob.

haben sie, vom Vater zum Sohne, Enkel, Ur- und Urur-enkel herab, seit undenklichen Zeiten besessen. Gegenwärtig, nämlich im Stücke, leben darin, Urgroßvater und Urenkel eingeschlossen, vier Generationen. Hiob ist der Name des



Scene des zweiten Actes, wo Friedrich Barbarossa sich zu erkennen giebt.

Urgroßvaters, nach ihm kommt Magnus, nach Magnus Hatto, nach Hatto Conrad, und so geben die Grafen von Heppenhef eine Totalsumme von nahe 270 Jahren; man sieht, diese Herren stehen nicht mehr in der Jugendblüthe.

Seiner Zeit galt Hiob für einen tapfern und beherzten Degen. Wie sein Panzerhemd, war auch sein Herz von Stahl; jenes widerstand dem Eisen, wie dieses der Furcht; er glaubte nur an sein Schwert, und nie ließ sich ein Fremder in der Burg blicken, ohne daß Hiob ihn bat, Platz zu nehmen.



Geffroy in der Rolle des Otbert.

Magnus kam dem Beispiele seines Vaters nahe; aber es war derselbe Geist, derselbe Arm nicht mehr; das väterliche Schwert erschien ihm schon zu gewichtig, und wie sich sein Leib unter der alten Waffe beugte, wurde auch seine Seele schwächer und gab den verrätherischen Angriffen der Weichlichkeit und des Vergnügens nach.

Wie es mit Hatto steht, kann man sich denken. Der tüchtige Burggrafenstamm artet aus und wird kraftlos, und Hatto's Sohn verspricht eine noch dürftigere Nachkommenschaft.

Was ist das für ein Geräusch, für ein Toben? Ist es das Geklirr der Waffen, der Schlachtruf der Streitenden, jenes Getöse, welches unter den Wölbungen der Burg Heppenhef erschallt? Nein, das ist der tolle Lärm eines Trinkgelages, es ist das Anstoßen der Humpen, welche sich nur leeren, um sich wieder zu füllen, und sich nur füllen, um wieder geleert zu werden. Hatto ist dabei der Anführer, und mit ihm herrschen jetzt in der Burg Ausschweifung und Gewaltthätigkeit. Entreißt er sich auch einmal seinem trunkenen, tollen Leben auf der Burg, so geschieht dies nur, um sich wie ein Raubvogel von seinem Schlosse herab auf das Land zu stürzen, die Ernten zu erbeuten, die Hütten zu vertilgen, die Frauen wegzuführen und die Männer zu seinen Sklaven zu machen, während der uralte Hiob und der alte Magnus sich in die Einsamkeit des traurigen Schloßthurmes zurückgezogen haben, um dieses entehrende Schauspiel ihres eigenen Verfalls nicht vor Augen haben zu dürfen.

Beim Vater Rhein! Hatto ist heute seelenvergnügt, denn er gibt ein großes Festmahl, einen herrlichen Schmaus. Die wüsten Gesänge, die tollen Ausbrüche des Jubels donnern gegen die Zinnen und erschüttern die Luft. O du blindes, brutales Geschlecht! berausche dich; ertränke deinen Muth und die Ehre der Väter im schäumenden Becher; der Rhein ist ein fruchtreicher Strom, und die Traube, welche unter ihrer purpurnen Hülle diesen köstlichen Saft zur Reife bringt, spiegelt sich in seinen Wellen. Aber meinst du nicht, daß eine mißgünstige Schlange unter diesen Blumen lauern kann, der Schmerz in dieser Freude, die Züchtigung in diesem ungestraften Treiben, der Tod in diesem entzügelten Leben?



Mademoiselle Denain in der Rolle der Regina



Madame Mélingue in der Rolle der Guanhumara.

Woher dort der entsetzliche Schatten, welcher vor dieser verhängnißvollen Burg, wo die Orgie tost, vorbei und wiedervorbeischleicht? Ist das ein Weib? Ist's ein Phantom? Gehört dieses Wesen der Erde an? Ist es aus dem schwarzdunkeln Abgrunde entschlüpft? Furchtbar und zurückstoßend ist das Ansehen dieses gespenstischen Wesens; Runzeln und Falten furchen sein Antlitz, und der Blick seines Auges spricht von langen Leiden und von unversöhnlichen, lange genährten Racheempfindungen. Was ist das für ein Geschöpf? Welches ungeheuere Verbrechen hat es zu sühnen, zu bestrafen? Ein ärmliches Büßergewand umgiebt seine Gestalt; ein Halseisen engt ihm den Hals ein, eine lange Sklavenkette dient ihm als Gürtel, einen eisernen Ring schleppt es mit sich am Fuße.

Dieses unheimliche Geschöpf ist — kaum sollte man's glauben — ein Weib! Es ist Guanhumara, deren Name seinem Klange nach eher an ein mexikanisches, als an ein europäisches Idiom erinnert! Hier, sagt sie, indem sie bald da bald dorthin einen finstern Blick wirft, die Schwelgerei, dort das Elend und der Hunger! Der Tyrann auf der einen, der Sklave auf der andern Seite! Ja, jubelt nur, ihr Burggrafen, ihr habt nur ein Weib zum Feinde:

Doch zittert, Fürsten ihr! dies Weib, es ist der Haß!

Fragt ihr nun einen der gefesselten Sklaven, welche auf dem Hofe umherwanken, wer dieses garstige Weib sei, so wird er, sich bekreuzend, antworten: Eine Tochter Beelzebub's, eine Verurtheilte, eine Hexe! — Guanhumara besitzt in der That eine übermenschliche Kenntniß! Sie versteht gräuliches Gift zu bereiten, welches einen plötzlichen Schlaf hervorbringt, sie besitzt das Geheimniß wunderbarer Getränke, welche das Opfer in's Grab stürzen, sie hält in ihrer Hand Leben und Tod.

Es befindet sich in der Burg Heppenhef ein junger Ritter, Namens Otbert, der vor einem Jahre dahin kam, um Dienste zu nehmen, aber anstatt in den Krieg zu ziehen, bildet er sich nach dem Muster des Herrn und liebt Regina, eine junge lehnsherrliche Gräfin, nach der sich Hatto gelüsten läßt, nicht ihrer Jugend und Schönheit, sondern der herrlichen und zahlreichen Lehne wegen, womit ihre Grafenkrone geschmückt ist. So ist nun Otbert der Nebenbuhler des elenden und grausamen Hatto, und zwar im Geheimen, ohne daß Hatto darum weiß. Aber wehe! Regina lieben, heißt die Blume lieben, welche im Welken, den herrlichen Tag, welcher im Scheiden, die süße Melodie, welche im Verklingen ist. Regina leidet an einer tödtlichen Krankheit, jeder Tag raubt ihrer Jugend eine Rose, jede Stunde drängt sie dem Tode entgegen; sie wankt schwachen Schrittes, auf Otbert's Arm gestützt, und wirft durch die vergitterten Fenster einen langen schwermüthigen Blick auf den azurfarbenen Himmel, auf die herbstlich gelben Weinreben; die Blätter fallen, sagt sie, aber sie werden wieder grünen, die Schwalben ziehen fort, aber der Frühling wird sie wieder zurückbringen:

Doch ich, nie seh' ich mehr
Des Blattes Frühlingsgrün, des Vogels Wiederkehr!

Wer wird Regina retten? wer ihr die Gesundheit und das Leben wiedergeben? wie kann man den Stengel dieser hinschmachtenden und siechen Blume wieder aufrichten? Otbert wendet sich an die Allmacht der Guanhumara; er fleht sie an, er beschwört sie. Scheint sie doch in sein Geschick verflochten zu sein! Sie hat ihn als Kind auf ihren Armen getragen, sie weiß um das Geheimniß seiner Geburt; aber wenn er ihr den Namen seines Vaters und seiner Mutter abfragen will, steht Guanhumara bleich, stumm und unbeweglich vor ihm.

Wohl will sie Regina retten vermittelst eines jener mächtigen Säfte, welche sie aus Asien verschrieben hat; aber Guanhumara giebt Nichts für Nichts; für dies Geschenk des Lebens will sie Tod wiedergeschenkt; ja, Otbert soll, auf ein Zeichen der Guanhumara, Mörder werden; er wird Jemand würgen, wie der Henker würgt; und an dem Tage, zu der Stunde wird er diesen Jemand würgen, wann Guanhumara ihm befehlen wird, er soll zuschlagen.

Kennt ihr das Opfer, welches unter Otbert's Dolche fallen soll? Suchet unter diesen Burggrafen! Ist's Magnus, ist's Hatto, ist es Hatto's Sohn, der noch schlimmer ist als sein Vater? Weder der Großvater, noch der Sohn, noch der Enkel. Lauscht auf die Knechte, welche ein blutiges Abenteuer erzählen, das sich im Schlosse Heppenhef ereignet hat; man thut gut, auf die Diener zu hören, denn sie plaudern die Geheimnisse ihrer Herren aus.

Es war vor langer Zeit. Der alte Hiob hieß damals Fosco und hauste auf einer der furchtbaren Burgen des Rheins. Fosco und Donato — wer zweifelt, daß dies nicht deutsche Namen sind? — liebten zu gleicher Zeit dasselbe Weib. Donato wurde vorgezogen:

In einem Grabgemach, deß Eingang unbekannt,
Das Liebespaar geheim sich bei einander fand.
Dort war's, wo Fosco, rasch zur That und zornbethört,
Sie traf und das Idyll in Tragödie verkehrt.

Hirten fanden eines Tags in dem Gießbache, welcher den Fuß des Thurmes umrauschte, zwei von Dolchstichen durchbohrte Leichen; es war Donato mit seinem Schildknappen. Fosco war mit diesem doppelten Verbrechen nicht zufrieden, nach dem Morde that er der Jungfrau Gewalt an und sie gebar ein Kind, die traurige Frucht dieser Bubenthat. Die Geschichte ist aber noch viel schrecklicher; Donato war der Bruder des Fosco! Es ist dies eine Erinnerung aus Schiller's „feindlichen Brüdern" oder Klinger's „Zwillingen".

Seitdem nahm Fosco den Namen Hiob an, Hiob der Verfluchte. Die Jahre haben sich über seinem Haupte gehäuft, und mit den Jahren die Gewissensbisse; aber diese Gewissensbisse des greisen Hiob genügen Guanhumara nicht. Zweifelt man noch, daß Guanhumara das Mädchen war, welches von Donato geliebt wurde? Sie hat ihre Ehre und den Tod ihres Geliebten zu rächen — eine schreckliche Rache, welche sie seit funfzig Jahren in den Tiefen ihrer Seele nährt und hütet; eine solche Rache müßte doch endlich des Hoffens und Harrens müde werden.

Guanhumara ist nicht das Weib, welches sich mit gewöhnlichen Mitteln begnügt; sie ist raffinirter! Sie bewaffnet Otbert gegen Hiob, Otbert, diesen Sohn, welcher ein Sproß der Gewaltthat Fosco's ist. Wirklich, diese Burg Heppenhef ist ein wüstes, verfluchtes Schloß, wo Bruder- u. Vatermord ihre Wohnung aufgeschlagen haben.

Nichtsdestoweniger setzt Hatto sein Sündenleben fort. Den Becher in der Hand schwelgt er und stimmt lustige Lieder an. Ihm zur Seite berauscht sich auch sein Sohn mit ihm: Was, Conrad, Du bist erst sechzehn Jahre alt? O Du hoffnungsvoller junger Mensch! — Und Dein Vater, Dein Großvater, wie steht's mit denen? fragt Einer den Hatto. — Wahrhaftig, ich weiß nichts von ihnen; alte Narren sind's; ich verdrängte sie und bediene mich meines Rechts! —

Nun überläßt sich diese Rotte übermüthiger, trunkener und schamloser Burggrafen allen Tollheiten der wildesten Entsittlichung; sie verspotten die Liebe und die Ehre, das Gewissen und den Eid. Aber eine schreckliche und zürnende Stimme läßt sich plötzlich vernehmen, es ist die Stimme des Magnus, welchen das Tosen dieses Gelags aus seinem einsamen Thurme hervorgelockt hat. Was ist das? ruft er aus:

— — Ihr jungen Leute lärmt!
Gewährt dem Alter doch, daß es sich träumend härmt!
Der Glanz des Festmahls macht der Greise Augen schwächer;
Einst stieß man Schwert an Schwert — Anstoßet Ihr die Becher!

Mit wüstem Lachen, mit höhnischem Spotte wird die Anrede des Magnus beantwortet. Sein Loos ist das der Greise, deren weise Worte an der Frivolität und dem Gespött der Jugend zu Schanden werden. Bald bietet sich für die praktische Anwendung der brutalen Philosophie dieser Burgherren eine Gelegenheit dar. Ein mit Lumpen bedeckter Greis, so alt wie Hiob, klopft an das Thor; er begehrt gastfreundliche Aufnahme; mit Steinwürfen, schreit Hatto, solle man diesen Narren hinausweisen. Da ergreift Hiob selbst das Wort, er äußert, wie es zu seiner Zeit ganz anders gewesen sei; wenn sie da geschmaust hätten, sitzend um einen auf einer goldenen Schüssel dargebotenen ganzen Ochsen, und es sei ein zerlumpter Bettler gekommen, da hätten sich die Freiherren sogleich erhoben, da hätten sich die Fürsten, selbst die des heiligen römischen Reichs, verneigt und die Alten hätten ihre Hände dem Unbekannten entgegengestreckt und gerufen: Herr, seid willkommen! Man soll den Fremden eintreten lassen! fügt er hinzu — Wer murrt noch? — Man schweige! Und Alle schaudern, als er sein Hauptthaar schüttelt, bei dem mächtigen Schall seiner Worte. — Ehre dem Bettler! Ehre unserm Gaste! heißt es. Und dieser Bettler ist bestimmt, die auf dieser Burg grassirenden Geheimnisse zu vermehren.



Ligier in der Rolle des Friedrich Barbarossa, als Bettler.

Der Bettler ist eben nicht anmuthig in seiner Erscheinung; auf seinen Schultern wallt ein zerlumpter Mantel, welcher auch sein Haupt und seine runzelvolle Stirn bedeckt; tief und hohl sind seine Augen; ein dichter, vom Alter weißgefärbter Bart fließt in langen Silberlocken auf seine Brust herab; er stützt sich auf einen großen Knotenstock, wie ein irrender Pilger nach vollendeter Bußfahrt. An den Füßen trägt er bestäubte Sandalen und um die Hüften einen

Strick, von welchem ein Rosenkranz herabhängt. Indeß zeugt dies Alter von Macht und Kraft und unter diesen Lumpen verbirgt sich etwas unerklärlich Großes.

Doch wer ist dieser Mann? Hört nur, wie er über das Elend Deutschlands seufzt; wie er über den Verfall und die Schwäche dieses großen herabgekommenen Reiches klagt, wie er die Wunden des gemeinsamen Vaterlandes aufdeckt, welches die Beute von Lungerern und Strauchdieben ist! Ist das die Sprache eines Bettlers? eines armen Herumschlenderers, der auf Steinen schläft, an der Quelle seinen Durst stillt und sich Nationen und Fürsten wenig kümmern läßt? Nur Geduld! bald werden wir diesen Alten erkennen; aber noch ist die Zeit dazu nicht da; er muß sich erst auf der Bank von Stein niederlassen und im warmen Strahle der Sonne seine zweiundneunzig Jahre erquicken; denn zweiundneunzig Jahre, nicht mehr, nicht weniger ist er alt, dieser räthselhafte Unbekannte.

Inzwischen ist Regina wieder aufgeblüht. Guanhumara's allmächtiges Elixir hat, Tropfen für Tropfen, der hinschwindenden Regina Leben und Lebenslust wieder eingetröpfelt. Aber Guanhumara fordert ihren Lohn, und worin er besteht, das wißt Ihr. Guanhumara will durch einen Meuchelmord wieder bezahlt sein. „Ich habe mein Versprechen gehalten!“ — „Auch ich werde das meinige halten,“ erwiedert Otbert. — „Wohl! ich erwarte Dich diesen Abend!“ — „Wann?“ — „Um Mitternacht!“ — „Ich werde dort sein.“ — „Du wirst dort Jemand finden.“ — „Sein Name?“ — „Fosco!“ — „Wer ist dieser Fosco?“ — „Diesen Abend sollst Du's erfahren.“

Diese wüthende Guanhumara wird durch nichts mehr gerührt, ja, ihr Haß, ihre Wuth steigern sich noch, als sie bemerkt, daß der alte Hiob über Regina's Wiederaufleben seine Freude äußert. Wie, denkt sie, er soll noch glücklich sein? er soll noch Freude empfinden? Hiob thut inzwischen zärtlich mit Regina und plaudert mit ihr von Otbert; er liebt diesen, ein geheimer Instinkt, eine unerklärliche Zärtlichkeit ziehen ihn zu Otbert. „Sieh, meine Regina,“ dies sind seine Worte: „diese edle Gestalt erinnert mich an mein letztgeborenes Kind; als Gott es mir gab, meinte ich, er habe mir verziehen; zwanzig Jahre sind's bald! — Ein Sohn für mein Alter, welch ein Geschenk des Himmels! — Ohne Aufhören ging ich zu seiner Wiege; selbst wenn er schlief, plauderte ich wohl mit ihm; denn wenn man sehr alt ist, wird man auch sehr kindisch. Abends wiegte ich auf meinen Knieen sein blondes Haupt. Ich spreche mit Dir von einer Zeit — Du warst noch nicht auf der Welt — — — — Ein Jahr hatte er noch nicht, aber Geist; er kannte mich wohl! — Ich hatte ihn Georg genannt — Einst, bitterer Gedanke! spielte er im Felde — Ach, wenn Du Mutter sein wirst, laß Deine Kinder nicht zu entfernt von Dir spielen! — Man raubte ihn mir!“

Hiob ist, wie man sieht, obgleich etwas brudermörderisch, doch eine gute Haut. Ja, er ist sogar so human, die Entführung Regina's durch Otbert zu begünstigen. Wäre er Herr zu Heppenhef, so würde er sie verheirathen; aber was würde der wilde Hatto dazu sagen? Unsere jungen Liebesleute haben kein anderes Mittel, Hatto's Zorne zu entgehen, als die Flucht. „Mein Thurm,“ sagt Hiob, „hat eine Verbindung mit dem Schloßgraben; die Schlüssel dazu sind in meinem Besitz.“ Und in der That, Hiob will selbst die Schlüssel holen. Wahrlich viel für einen hundertjährigen Alten!

Unglücklicherweise hat Guanhumara dies Gespräch gehört und Hatto davon benachrichtigt. Dieser kommt wüthend herbeigestürzt. Otbert fordert ihn heraus. „Du bist ein bloßer Abenteurer!“ schreit Hatto, „rufe einen Edelmann zur Unterstützung und ich werde mich mit Dir schlagen!“ Da ertönt eine furchtbare Stimme: „Ich bin zweiundneunzig Jahre, ich, ich werde mich Dir stellen!“ Es ist der Bettler, der sich durch die Menge drängt. — Wer bist Du? — Friedrich von Schwaben, der Kaiser Deutschlands! — Er hat sich, unbekümmert um die Gesammtinteressen des Reichs, als Bettler in die Räuberhöhle der Burggrafen geschlichen, um sie zur Rechenschaft zu ziehen und zu strafen. Hatto und seine Kumpane bieten Trotz; was gilt ihnen ein Kaiser? Und wie wird es diesem Kaiser ergehen? — Es soll nicht sein! schreit da Hiob, es soll nicht sein! Hiob hat noch als Zögling der alten Schule Respect vor dem Kaiser. Er fällt ihm zu Füßen und nöthigt seinen Sohn und die Bewaffneten, dasselbe zu thun. Barbarossa aber wendet sich zu Hiob und sagt ihm feierlich: Fosco! — Himmel! — Kein Geräusch! — Erwarte mich Abends da, wohin Du Dich jede Nacht begiebst.

Wir haben nun die beiden ersten Abtheilungen dieser Trilogie: „L'aïeul“ und „Le mendiant“ skizzirt, es bleibt uns noch die dritte „Le caveau perdu“ übrig.

Dieser unterirdische Ort ist furchtbar und düster, nur ungewiß und zweifelhaft erhellt durch einen Schimmer, welcher durch zum Theil zertrümmerte eiserne Gitter fällt. Hier ist der Brudermord begangen worden, durch diese Oeffnung hat Fosco oder Hiob den von ihm gemordeten Donato und dessen Schildknappen hinabgestürzt; hier ist Guanhumara von ihm entehrt worden, und Mord, Brudermord, Entehrung irren als gespenstische Erinnerungen in diesem schrecklichen Gewölbe umher.

Hiob steigt herab, und der Anblick dieses traurigen Schauplatzes erweckt in ihm das Andenken an sein Verbrechen. Eine Stimme ertönt: „Kain! Kain! Kain! was hast du mit deinem Bruder gethan?“ — Hiob zittert, schaut umher und erblickt Guanhumara. Sie entdeckt sich, und Hiob erkennt in ihr jene Ginevra wieder, die er entehrt hat, die Verlobte des von ihm ermordeten Donato. Die Zeit der Strafe ist nun da, aber Hiob — Fosco soll grausam büßen; er soll im nächsten Augenblicke sterben, am Orte, wo er Donato getödtet, sterben durch die Hand seines eigenen Sohnes; denn dieser Sohn, sagt Guanhumara zu ihm, lebt noch, ich war es, die ihn dir raubte. — Ich will ihn sehen! ruft Hiob. — Ja, antwortet sie:

— — — — — — ihn sehen werdet Ihr!
Er ist's, von dessen Dolch Ihr fallen sollt allhier —
Der Otbert ist's!

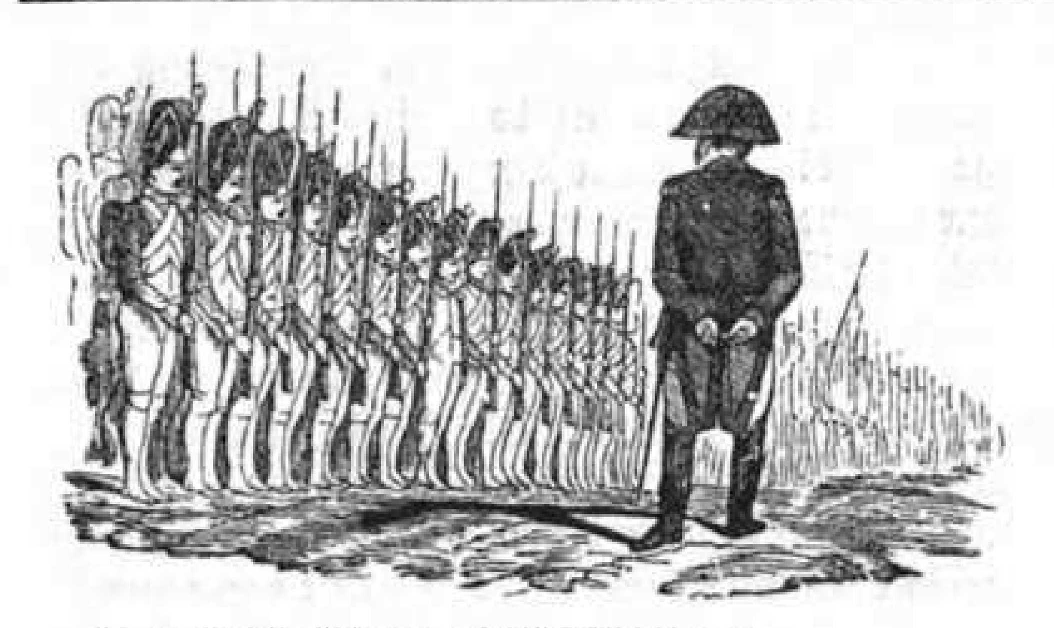
Hiob glaubt an eine solche Grausamkeit nicht; nein, Otbert kann, wird ihn nicht tödten! — Er wird es thun, antwortet sie; ich habe dafür meine Bürgschaft; schont er Dein, so stirbt Regina, bereits ist ihr Sarg bereitet; sieh' selbst! — Und wirklich, einige Verlarvte bringen den Sarg herbei und öffnen ihn — da liegt Regina, eingeschlafen; ein Trank, von Guanhumara bereitet, hat diesen dem Tode benachbarten Schlummer bewirkt. Bleibt Hiob am Leben, so wird sie die Dosis verdoppeln, und es wird um Regina geschehen sein. Wohl denn! Hiob wird sich dem Tode bieten.

Otbert erscheint, Guanhumara hält sich verborgen; Otbert bebt vor Hiob's ehrwürdigem Ansehen zurück, wie etwa jener Cimber, welcher aufschrie: Nein, ich kann den Cajus Marius nicht tödten! — Ein seltsamer Streit erhebt sich nun zwischen Beiden, Otbert schwankt zuzustoßen und der Alte fordert es. — Tödte mich, ich habe meinen Bruder getödtet! ruft er. Otbert ist nun entschlossen; aber deus ex machina! ein Greis erscheint und fällt Otbert in den erhobenen Arm. — Dieser Bruder, welchen Hiob unter schrecklichen Gewissensbissen beweint, lebt — ich bin es, ruft der Greis. Wer ist es? drollig genug: Kaiser Barbarossa selbst, einst im Schlosse Heppenhef unter dem Namen Donato bekannt. Hiob-Fosco ist der Bastardsohn des frühern Kaisers, dessen legitimer Sohn Friedrich Barbarossa ist. Guanhumara hat nun keinen Grund zur Strafe mehr, denn Donato oder Friedrich Barbarossa hat seinem Bruder verziehen. Aber Jemand muß doch sterben; der Sarg ist einmal da, warum sollte er leer ausgehen? Guanhumara wird ihn füllen; gebt Acht! In der That, sie stößt einen Schrei aus, wirft noch einen letzten Blick auf ihren früheren Geliebten Donato, jetzt Barbarossa, und verscheidet.

Der Ton, in welchem wir unsere ziemlich ausführliche Analyse gehalten haben, beweist, wie viel komisches Element in Victor Hugo's Tragik liegt, oder wie verführerisch sich die Versuchung aufdringt, dieses so furchtbar ernste Drama in das Komische herabzuziehen. Wie willkürlich der Dichter mit der Localität und der Zeit umgesprungen ist, liegt auf der Hand! Es ist im hohen Grade possierlich, wenn er Friedrich Barbarossa, der 70 Jahre alt im Morgenlande umkam, noch in seinem zwei und neunzigsten auf dem Schlosse Heppenhef — der Schutzgeist der deutschen Sprache verzeihe dem Dichter diesen für deutsche Ohren ganz unromantischen, höchst lustigen Namen — mit einer alten Geliebten zusammenbringt! Und der hundertjährige Hiob hat noch einen Sohn, welcher erst etwas über zwanzig Jahre alt ist — welch ein vorweltliches Geschlecht muß dem Verfasser vor Augen geschwebt haben! Alle nur immer denkbaren Unwahrscheinlichkeiten und Ungeheuerlichkeiten sind hier über und unter einander gehäuft; dabei wenig Fortschritt in der Handlung, desto mehr Erzählung und Schilderung! In den Schilderungen zeigt sich indeß auch hier, wie ein rascher, greller, aber wirkungsreicher Blitz, nicht selten das poetische Genie Victor Hugo's; die Verse haben einen vollen Klang, etwas Pomphaftes; die Poesie des Wortes waltet überall vor. Aber gerade diese Poesie des Wortes verlangt der Besucher des Theaters am wenigsten; er begehrt die Poesie der Handlung, und ist er auch fähig, mehr als er sollte, sich an Unwahrscheinlichkeiten zu erbauen, so will er sie doch nicht in so grober Fülle, noch in so langweilig dichter Masse, wie sie hier aufgespeichert sind. Für die Blätter, welche vom Witze leben, ist dies neue Stück von Victor Hugo eine ergiebige Fundgrube. So bemerkt der Charivari, es sei Schade, daß sich der Komet nicht gleich am Tage der ersten Aufführung dieses Stücks habe erblicken lassen; doch sei es möglich, daß die Burggrafen diesmal wider Berechnung des Kometen diesem etwas zuvorgekommen wären.

Was die Costüme und die äußere Ausstattung betrifft, so bilden diese in dem Stück die Hauptschönheiten; die Panzer und Sturmhauben klingen darin mit den Versen des Dichters um die Wette. Die Darsteller gaben sich die möglichste Mühe, und namentlich verstand es Madame Mélingue, die Rolle der an sich ganz unwahrscheinlichen, ja unmöglichen Guanhumara vortheilhaft hervorzuheben.

4.



Modenbericht.

In frühern Jahren brachte jede der vier Jahreszeiten gleich bei dem Eintritte ihre schon im Voraus bis auf Stoff und Farbe bestimmte Mode mit, welche sich überall, beinahe an einem und demselben Tage als die herrschende geltend machte. War dieser allgemeine Gebrauch eine nothwendige Folge der regelmäßigeren und zuverlässigeren Wiederkehr der Jahreszeiten und ihres Charakters oder beruhte er auf einem stillschweigenden gesellschaftlichen Uebereinkommen, welchem wir uns ebenfalls stillschweigend wieder entzogen haben? Das ist eine Frage, deren Beantwortung wir unsern schönen Leserinnen überlassen.

Auch in diesem Jahre sind die Unbeständigkeit des Frühlings und die Veränderlichkeit der Witterung überhaupt den Moden feindlich entgegengetreten und haben das deutliche Hervortreten eines bestimmten Gepräges derselben gehindert.

So sehen wir die elegante Dame in ihrem Boudoir



Dame im Hauskleid.

im Hausrocke von Sammet, dessen geschnürte Oeffnungen das feine, hellfarbige Unterkleid durchblicken lassen.

Wie unterscheidet sich hiervon die Toilette derselben Dame für die Promenade oder die Gesellschaft!



Kleidung für die Gesellschaft.

Hier trägt sie ein glattes Kleid mit umgeschlagenem Shawlkragen und Schweizerärmeln mit mehren Jockeys übereinander. In der Hand führt sie den nun allgemein in Aufnahme gekommenen Stocksonnenschirm — ombrelle douairière —, um den mit einer herabhängenden Feder geschmückten Crêpehut gegen die Strahlen der Sonne zu schützen.

Neuerdings trägt man wieder viele Juwelen und Schmuck und für manche Toiletten findet man sie sogar unumgänglich nöthig. Die Brochen sind zwar durchaus noch nicht wieder zulässig, dagegen tragen viele Damen Busennadeln, ganz nach der Art wie die bei Herren gebräuchlichen, sowohl in den Chemisetten als auch in den Mantillen.

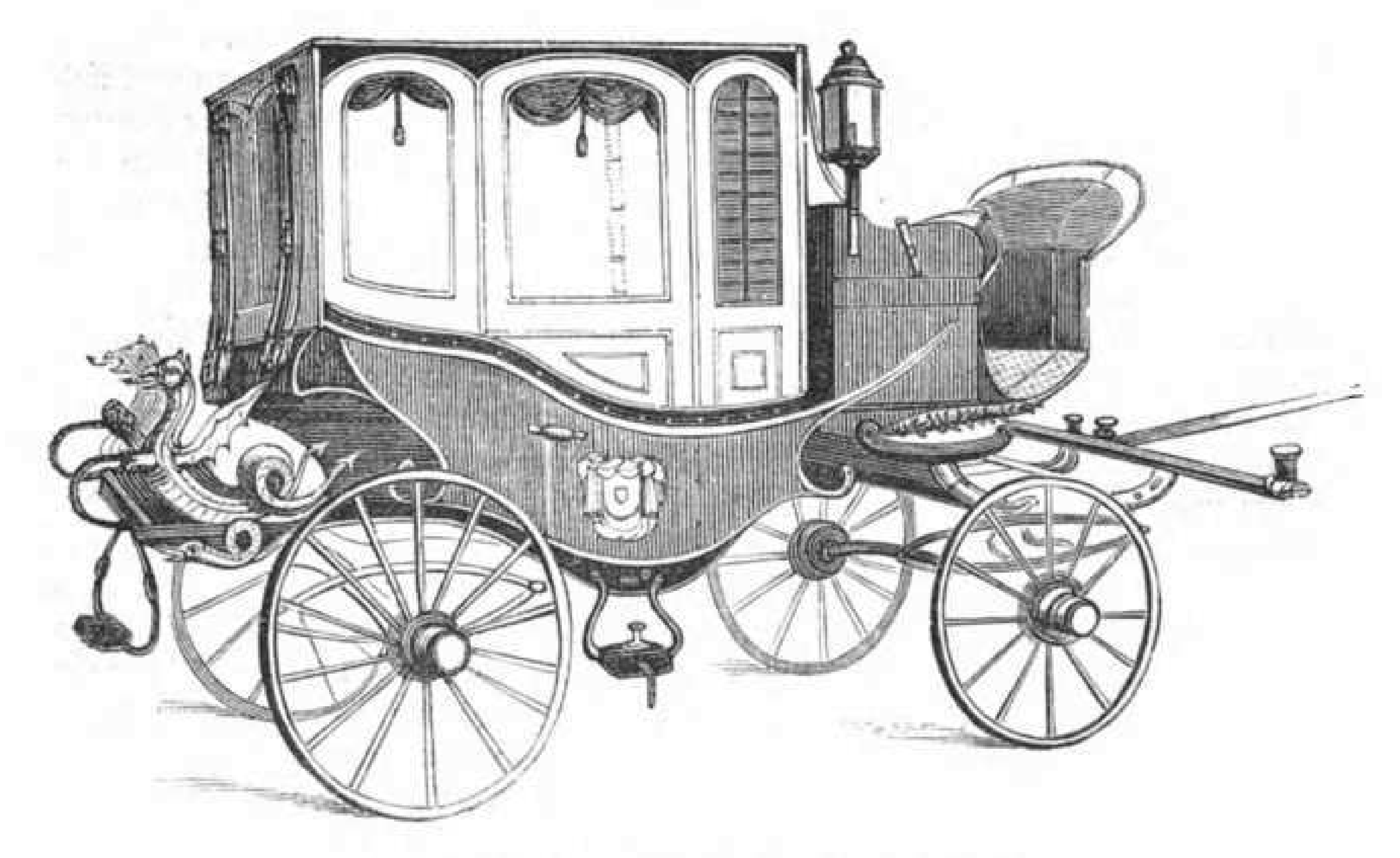
Wir geben heute noch eine



Wiener Mode.

Das Kleid ist von gedrucktem Tarlatane mit vier eingezogenen Säumen. Das Kinderkleid ist ebenfalls von Tarlatane mit Spitzen. Der weiße Strohhut ist mit einer geknüpften Maraboutfeder und mit einer Barbe von Blonden à la Regence geschmückt.

Wir haben unsern Lesern auch Ansichten von solchen Gegenständen versprochen, die nicht gerade getragen werden und gleichwohl dem Bereich der Mode angehören, und wir entledigen uns dieser Pflicht, indem wir denselben den Brautwagen des Kaisers von Brasilien geben, welcher in London von Palliser am Finsbury-Platz gebaut worden ist. Derselbe ist in jeder Beziehung Meisterstück von ganz neuer Bauart und bis in die kleinsten Theile dem Klima angepaßt, für welches derselbe bestimmt ist. Der Wagen selbst hängt mit klyptischen Federn, und es sind auch in dieser Beziehung die beiden höchsten Vorzüge, Leichtigkeit und Tüchtigkeit, vereinigt. Die Malerei ist grün und gelb, reichlich vergoldet und mit massiv silbernen Verzierungen versehen. Die Fenster sind von Spiegelglas in Mahagonirahmen; die venetianischen Chalousien besonders geeignet um den Luftzug zu befördern. Die Laternen von geschliffnem Glase auf ausgezeichnet schönen Haltern von Silber. Auf der Vorderseite ist die Tabakpflanze und der Kaffeebaum angebracht, mit Beziehung auf die Hauptstapelartikel des Landes, und auf der Rückseite befinden sich dieselben Embleme in der Mitte von Greifen. Das Innere ist von façonnirtem Atlaß; die Vorhänge, welche die Seitenwände verschließen, sind von purpurnem Atlaß mit schönen Quasten in der Mitte, und der Anblick der Decoration ist eben so gewählt als reich.



Brautwagen des Kaisers von Brasilien.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. —— Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. —— Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.